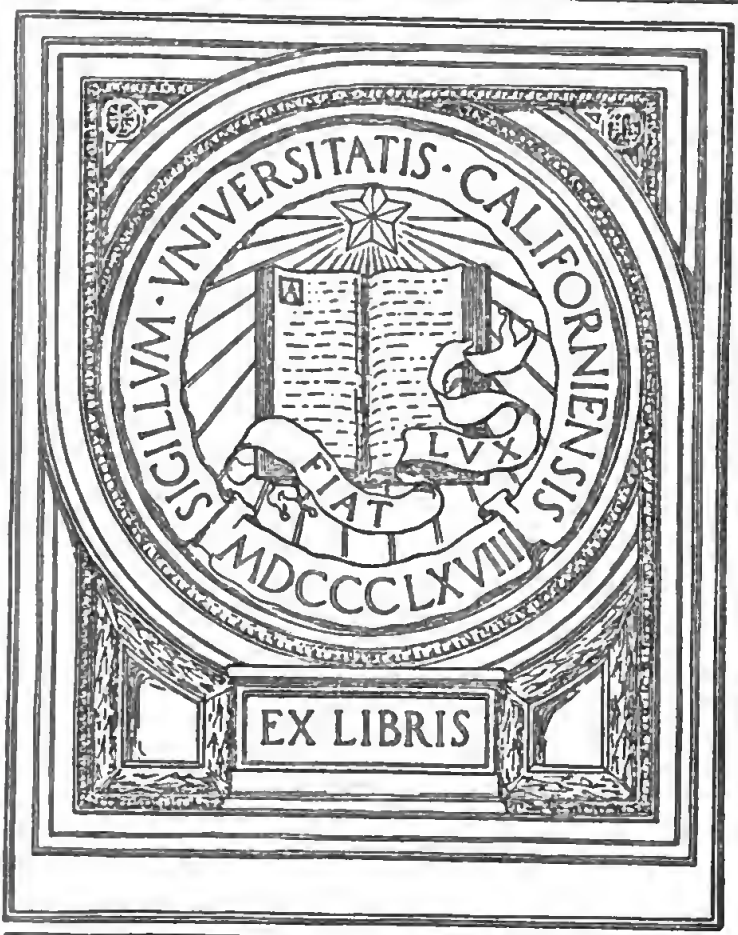
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



GIFT OF
Leon Rains

Katarina Botsky

Der Trinker

Roman

4694-3

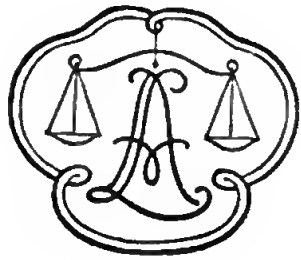
Verlag Albert Langen München

Der Trinker

Katarina Botsky

Der Trinker

Roman



UNIV. OF CALIFORNIA
ALUMNI LIBRARY

Albert Langen, München

Copyright 1911 by Albert Langen, Munich

PT
2503
B05 T7

m. 2 5.46

JUN 24 1931

GIFT OF Leon Trans

Erstes Kapitel

Es war ein Frühlingsnachmittag voll Melancholie und Windesraunen, so recht geeignet für trübe Gedanken. Die Hände auf dem Rücken, die Mütze im Nacken, lehnte John an einem Lastwagen auf dem stattlichen Hofe seines Vaters, dem verworrenen Liede des Windes lauschend. Sein schönes Gesicht war von der Trunksucht aufgedunsen, sein schwarzes Haar dünn und halb ergraut, obgleich er erst siebenundzwanzig Jahre wurde, seine hohe elegante Figur verriet Schlaffheit und Hinfälligkeit. John sah wie ein verworfener junger römischer Kaiser aus, der sich in die Tracht eines jungen Mannes von heute gekleidet. Mit einem trüben Imperatorenlächeln auf seinem feisten, bartlosen Gesicht wiegte er den Kopf hin und her nach einer inneren Melodie und nach dem Rhythmus des Windes. Seine beiden jüngeren Brüder, Knaben von dreizehn und vierzehn Jahren, standen am Fenster und beobachteten ihn. Der ältere sagte: „Er wackelt schon wieder mit dem Kopf wie ein Mummelgreis."

„Rodenberg!" schrie John plötzlich, seine beiden schlaffen Hände wie ein Schallrohr gebrauchend.

271193

Rodenberg, der alte Kutſcher, ſtreckte ſeinen rothaarigen Kopf aus der dritten Etage des Ziegelſpeichers heraus und fragte, was es gäbe.

Alsbald brüllte John, daß es über den ganzen Hof ſchallte: „Wiſſen Sie, was der Doktor geſagt hat, Rodenberg?! Meine Leber iſt kaputt, hat er geſagt. Ich hab's durch die Tür gehört."

„Glauben Se doch das nich!" tönte es von oben zurück, und bald klapperten ein Paar Holzpantoffeln hurtig die letzte Treppe herunter, und gleich darauf tauchte ein hünenhafter alter Germane mit einem langen, fuchsroten Bart im Rahmen der nächſten Speichertür auf. „Was hat'r jeſacht, der Schafskopp?" fragte der Kutſcher.

„Kaputt, hat'r jeſacht," kicherte John, ſich auf den Bauch tätſchelnd.

Rodenberg entblößte ſein Pferdegebiß und lachte, daß es dröhnte. Dabei hüpften die großen, kugelrunden Warzen, die wie Erbſen über ſein geräumiges Geſicht verſtreut waren, munter hin und her. „Nei ſowas! Nei ſowas!" ſchrie er, ſich aufs Knie ſchlagend. „Wie will ſo'n Schafskopp das wiſſen?!"

John lächelte ſo liſtig und ſo kindiſch, wie einſt vielleicht Caligula gelächelt hatte. „Hier," ſagte er, dem Alten verſtohlen eine Flaſche reichend, „holen Sie mir meine Miſchung. Auf ſowas muß man einen trinken. Meinen Se nich auch?"

Rodenberg meinte auch. Er war immer dabei, wenn es galt, Johns Miſchung zu holen, denn er liebte ſie ſelbſt leidenſchaftlich.

„Mama!" riefen die beiden Jungen am Fenſter

wie aus einem Munde, „jetzt läßt er sich schon wieder von Rodenberg Schnaps holen.“

„Mein Gott,“ sagte eine larmoyante Frauenstimme im Nebenzimmer, „laß er schon trinken! Jetzt ist ja doch schon alles gleich!“

Der blondlockige jüngere der beiden Brüder sah wie ein eingebildeter Engel aus, der ältere glich John. Der Engel öffnete seine roten Lippen und sagte, während seine großen blauen Augen verträumt durchs Fenster blickten: „Wenn er doch erst tot wäre!“

„Pfui, Leo, wie kannst du nur, es ist doch immer dein Bruder!“ verwies ihn dieselbe larmoyante Stimme in traurigem Tone.

„Ich muß ihn mir doch schon immer als Leiche vorstellen,“ murmelte der ältere Junge.

Fast die ganze Familie Zarnosky zeichnete sich durch Roheit und ein ungewöhnliches Maß von Phantasie aus. Durch eine Phantasie, die nichts als Unheil stiftete, da sie das Unglück hatte, einer rohen und dumpfen Kaufmannsfamilie zu gehören, die nicht wußte, was sie mit ihr anfangen sollte. Es gab Zarnoskys, die vom Morgen bis zum Abend, sich und andern zum Verderben, die seltsamsten Lügen zur Welt brachten, weil ihre brachliegende Phantasie, derer sie sich indessen kaum bewußt waren, sie unwiderstehlich dazu trieb. Anstatt Bücher zu schreiben, verkauften sie Getreide; allerdings weder aus Neigung noch aus Betätigungsdrang. Johns Großvater, der Sohn eines reichen Bauern, hatte, um etwas Besseres zu sein als sein Vater, den Handel mit Getreide begonnen, und nun setzten ihn seine Söhne eben fort,

weil ihnen das am bequemsten schien. Denn sie waren sehr faul und gegen alle Neuerungen; sie wollten bleiben, was sie waren. Da ihnen das Glück, trotz ihrer Trägheit, gewogen blieb, so meinten sie, daß Trägheit zum Erfolge notwendig sei, saßen mit den Stiefeln knarrend in ihren Kontoren, ließen die Daumen ihrer meistens gefalteten Hände umeinander schwirren — gewöhnlich unter mehr oder weniger märchenhaften Behauptungen und Erzählungen — und taten nie mehr, als durchaus notwendig war. Aber es gab keinen Trinker in der ganzen Familie. Man wußte nicht, wie John zu diesem Laster gekommen war, und zerbrach sich manchmal die Köpfe darüber.

Ein Teil der Familie meinte, daß man ihm zu oft und zu viel zu trinken gegeben, als er zart, fett und weich wie ein kleines Schwein mit einem Gesichtchen wie vom Konditor in der Wiege lag und von allen angebetet wurde. John schien schon damals beständig an Durst zu leiden; er konnte nie genug zu trinken bekommen. Die halbe Familie Zarnosky stand oft in heller Begeisterung um die Wiege, wenn das „Marzipanschweinchen", halb entblößt, mit einer großen Milchflasche im Arm, den Lutschpfropfen wie eine Zigarre in seinem purpurroten kleinen Mundschlitz, sog und sog, bis die Flasche leer war und dann, wie ein junger Löwe brüllend, nach mehr verlangte.

John wollte trinken oder zerbrechen, zerreißen, zerstören; sein Zerstörungsdrang war ebenso groß wie seine Trinkgier. Schon in der Wiege verdarben

seine kraftvollen kleinen Fäuste alles, was sie zu fassen bekamen. Später nahm er die Uhren herunter, sah gierig in sie hinein und zertrümmerte sie dann. Seinem ersten Schaukelpferde riß er schon am Weihnachtsabend das Fell ab. „So sieht es gerade fein aus," sagte er befriedigt. Doch was war der Körper eines Schaukelpferdes gegen seinen eignen, den er bald mit dem Eifer eines hungrigen Raubtieres zu zerstören begann. Mit seinem ersten Taschenmesser brachte er sich lange, heftig blutende Risse an beiden Armen bei. „Da seht!" Blut und Stolz auf dem Gesicht, stellte er seine Wunden zur Bewunderung aus. John war vielleicht wirklich dazu imstande, sich ein Auge auszureißen, „wenn es ihn ärgerte". Er stürzte sich mit Wollust in die schwersten Gefahren; denn seine Phantasie berauschte sich am Anblick von Blut, Fetzen und Trümmern.

Als er sechzehn Jahre alt war, spielte er mit Fünfzigpfundgewichten wie mit Gummibällen. Sein Körper war so weiß wie der eines Mädchens, von der Stärke und Elastizität eines Tigers. Lernen wollte er nichts wie alle Zarnoskys. Anstatt zu lernen, ging er eiserne Zäune verbiegen, durchgehende Pferde aufhalten, armen Leuten Holz kleinmachen, trinken und lügen. Ein Überschuß an Kraft und Phantasie, brachliegend und ungezügelt, trieb ihn mit Gewalt dem Verderben entgegen.

Mit siebzehn kam er ins väterliche Geschäft, wie sein um ein Jahr älterer Bruder Eugen. (Die Physiognomie dieses Zarnoskys war etwas hämisch ausgefallen, und er stand vernünftigen Neuerungen

nicht ganz feindlich gegenüber.) Anstatt fleißig zu sein, ließ John die Daumen umeinander schwirren und log im Kontor, daß es förmlich ein Vergnügen war, ihm zuzuhören. Er log fast soviel als er trank, die ganze Welt, selbst seine nächsten Angehörigen verleumdend, wenn er so recht beim Aufschneiden war. Den Anlagen und dem Charakter nach war er einem seiner Onkel, der auch John hieß und allgemein „der Märchenerzähler" genannt wurde, viel ähnlicher als seinem eignen Vater.

Es nützte nichts, daß man John sowohl mit neunzehn wie mit einundzwanzig in eine Anstalt schickte, in der er von der Trunksucht geheilt werden sollte; er verfiel seinem Laster immer wieder. Doch wollte er lieber sterben, als noch ein drittes Mal in diese Anstalt gehen. Mit der Geschwindigkeit eines Bergrutsches ging es nun moralisch und physisch mit ihm herab. Sein Umgang wurden die Arbeiter seines Vaters, zum Lieblingsaufenthalt erwählte er sich die Kneipe, in der sie einen Teil ihres Lohnes zu vertrinken pflegten. Er sprach ihre Sprache und nahm ihre Sitten an. Man konnte ihn nicht länger im Familienkreise ertragen. Er bekam eine kleine Wohnung im Hofgebäude und eine Wärterin, die ihn gewöhnlich am Abend zu Bett bringen mußte. Er begann an Krämpfen zu leiden, und Krankheit und Laster entstellten ihn nach und nach bis zur Unkenntlichkeit. Einer Vogelscheuche ähnlich, die im Winde schwankt, so schwankte er über den Hof, wenn er morgens nach der Kneipe ging, wenn er abends von dort kam. Und er hatte den Gang eines jungen

Triumphators, als er sechzehn Jahre alt war. Es war wirklich schade um ihn. Besser, er wäre nie geboren worden; denn weder sein Vater noch seine Mutter gehörten zu denen, die ihn auf seinem abschüssigen Wege hätten aufhalten können. Der Vater war viel zu ungebildet und zu träge dazu, und die Mutter, eine schwächliche und überaus nervöse Pfarrerstochter, verstand nur, die Hände zu falten und alles dem lieben Gott anheimzustellen. Sie brachte noch mehr Phantasie in die Familie Zarnosky, dazu Melancholie und Sentimentalität, die zusammen mit der Roheit ihres Mannes bei den Kindern eine sonderbare Mischung ergaben. All der Überschuß in Johns Natur war viel stärker als Vater und Mutter und sein eigner unerzogener Wille. John folgte nur seiner Natur, John gehorchte nur dem Stärksten, wenn er seinen Lebensweg herunterraste wie ein wütender Stier.

Es war ein Frühlingsnachmittag voll Melancholie und Windesraunen, so recht geeignet für trübe Gedanken. John lehnte noch immer an dem Lastwagen, voller Sehnsucht auf Rodenberg wartend, der ihm den Schnaps besorgte. Mit einem trüben Imperatorenlächeln auf seinem gelben, bartlosen Gesicht wiegte er den Kopf hin und her nach einer inneren Melodie und nach dem Rhythmus des Windes. Als er den Kutscher kommen sah, verließ er schwerfällig seinen Platz und ging ihm voraus in den Pferdestall. Dort setzte er sich auf den Futterkasten, die Augen wie ein Verschmachtender auf die Tür gerichtet.

„Her, Rodenberg, her damit!“

„Ich werd erſt Licht machen, jung' Herr."

„Ach, geben Sie ſchon her! Ich kann nicht mehr warten!" Und er ſetzte die volle Flaſche an den Mund und leerte ſie gleich bis zur Hälfte.

Aus einem Winkel des Stalles kam jetzt ein niedliches Meckern. Dort ſtand ein kleiner ſchwarzer Ziegenbock mit weißen Beinen und weißer Kehle, den John für fünfzig Pfennige von einem Bauern gekauft hatte. Das Tierchen wollte zu ihm, als es ſeine Stimme erkannt hatte. Rodenberg mußte es losmachen.

Wie der Wind ſtürzte es nun zu ſeinem Herrn, legte die Vorderhufe auf ſeine Knie und ſah ihm lieb und einfältig ins Geſicht. Von Rodenberg unterſtützt, zog John es auf den Schoß. „Mein trautſter Junge," ſagte er zärtlich, das Böckchen an ſich drückend.

In John war trotz aller Verkommenheit der Vater erwacht, ein ſehr zärtlicher, ſehr fürſorglicher, verliebter junger Vater. Den Frauen gegenüber war er zurückhaltend und jungenhaft geblieben. Er mied ſie nicht gerade, aber er ſuchte ſie auch nicht; ſie flößten ihm zuviel Scheu ein. „Es geht ja auch ohne Weiber," erzählte er Rodenberg. Und doch war trotz ſeiner Verdorbenheit der Vater in ihm erwacht, er hatte ſich mit Inbrunſt ein Söhnchen erkoren, und das war Peter, der kleine Ziegenbock. John hegte Zuneigung zu allem, was Tier war, und Abneigung vor den meiſten Menſchen. Man muß ſehr hoch oder ſehr tief ſtehen, um das zu empfinden. John ſtand recht tief, und das Laſter machte ihn ſcheu, darum waren ihm die Tiere lieber als die Menſchen. Er

nannte ein Tier „mein Söhnchen“. Und der kleine Ziegenbock hatte einen guten Pflegevater in ihm gefunden. John fütterte ihn mit Leckerbissen, er machte ihm ein weiches Bettchen, er kämmte ihn, er bürstete ihn und hielt ihn wie ein Kind auf dem Schoß.

Rodenberg hatte die nächste von der Decke herabhängende alte Stallaterne angezündet und brachte nun eine zweite Flasche zum Vorschein. „Prosit!“ sagte das Väterchen auf dem Futterkasten, und Herr und Kutscher taten einen tiefen Zug, jeder aus seiner Flasche. „Se müssen auch mal absetzen, jung' Herr,“ bemerkte Rodenberg väterlich, da John dies zu vergessen schien.

John hielt die geleerte Flasche gegen das Licht. Es war auch nicht ein Tropfen mehr darin. John ließ die Unterlippe hängen und sah Rodenberg wie ein bittendes Kind an. „Holen Sie mir mehr!“ stotterte er.

„Ich trau mir nich,“ wandte der Kutscher ein, die hingehaltene Flasche aus seiner nachfüllend.

„Sie haben wohl Angst vor den beiden am Fenster, vor Paul und Leo, was?“

„Na ja, die petzen doch immer jleich.“

„Ich hasse sie,“ stammelte John mit zuckendem Gesicht. „Ich hasse sie! Weißt du, Rodenberg,“ fuhr er fort, „sie würden sich freun, wenn ich stürbe — morgen — heute. Was dieser Leo für Augen hat! Hast du schon mal solch gräßliche Augen gesehen, Rodenberg? Ich könnte sie ihm ausreißen, denn sie jagen mich von überall fort. Ich soll machen, daß ich vom Erdboden verschwinde. Ich soll krepieren. Gleich auf der Stelle.“ Er weinte.

„Regen Se ſich nich auf, jung' Herr, regen Se ſich doch man bloß nich auf," bat der Kutſcher erſchreckt. Aber John hub an, Schimpfworte und Verwünſchungen gegen ſeine Brüder auszuſtoßen, indem er unaufhörlich die Fäuſte ballte. Doch plötzlich packte ihn ein Krampfanfall, und er glitt ſtöhnend mit ſeinem Ziegenbock zur Erde.

Rodenberg kniete bei ihm nieder und hielt ihm wie gewöhnlich Arme und Beine feſt, während Peter ſeinem Herrn das Geſicht leckte. Die beiden jungen Rappen, Johns Lieblinge, die allein im Stall ſtanden, wandten unruhig die Köpfe herum, und ihre großen ſchönen Augen ſchienen voll Tränen zu glänzen. Unſer Johnche, dachte Rodenberg, die Pferde anblickend, das wird wohl auch bald jeweſen ſein. Als der Krampf vorüber war, hob er den ganz Erſchöpften auf und trug ihn, ſeufzend und ſtöhnend, denn er war noch ziemlich ſchwer, in ſeine Wohnung. Peter folgte ernſt und gravitätiſch wie ein Leidtragender.

Dore Kalnis, Johns Wärterin, ein bewegliches Weibchen von ſiebenundvierzig Jahren, empfing den Zug mit Scheltworten. „Sie ſollten ſich was ſchämen, Rodenberg," fuhr ſie ihn zornig an, „natirlich haben Se ihm wieder Schnaps jeholt! Aber ich werd's dem Herrn erzählen, der muß Sie endlich an die Luft ſetzen."

„Krämpfe hat'r doch jehabt," blubberte der Alte, John auf das Sofa bettend. Dann trollte er ſich mit einem böſen Blick und einem ganz betretenen „'n Abend".

John lag mit geſchloſſenen Augen da und wackelte

rhythmiſch mit einer Hand. „Wollen Se was, junger Herr?“ fragte die Wärterin.

„Peter,“ flüſterte John.

„Da,“ ſeufzte ſie, „der is auch wieder da! Neineinei, is das hier 'ne Wirtſchaft! Laſſen Se ihn doch man jetzt im Stall jehen, junger Herr, Sie müſſen doch jetzt ins Bett.“ Dabei ſuchte ſie den Bock nach dem Ausgang zu drängen; aber John ſtieß ein ziſchendes „nein!“ hervor, und Peter ſenkte ſeinen ſchmalen Kopf und ſtieß mit ſeinen jungen Hörnern gegen Dores ſpitze Knie.

Das ſchlug dem Faß den Boden aus. Die Wärterin hielt den Angreifer feſt und verabreichte ihm eine Reihe wohlgezielter und gutſitzender Maulſchellen.

John drehte ſeine Augen mit Gewalt nach der Szene. „Dore,“ flüſterte er heiſer, „wenn du nicht gleich mit Schlagen aufhörſt, ſo verkürze ich dein Leben.“

Frau Kalnis lachte ſpöttiſch auf, und dann ſagte ſie maliziös: „Wenn Se mich duzen, junger Herr, dann ſind Se doch wie jewehnlich betrunken.“

Das Väterchen auf dem Sofa ſchien vor Zorn berſten zu wollen. Plötzlich zerrte es die Uhr aus der Weſtentaſche und warf ſie nebſt der ſchweren Kette nach Dores dünnbehaartem Kopf. Aber die Wärterin machte nur einen ironiſchen Knicks und fing das Ganze mit den Händen auf. „Was nun?“ fragte ſie, ärgerlich lachend. Und dann in eine andre, gemütliche Tonart übergehend: „Was wollen Herr Johnche zu Abendbrot eſſen?“

Herr Johnche war beſänftigt. Er faltete die Hände, ließ die Daumen umeinander ſchwirren und ſah nachdenklich zu der verräucherten Decke auf. „Heringsſalat," entſchied er hoheitsvoll.

„Scheen," nickte Dore mit einem giftigen Blick nach dem Ziegenbock. Darauf ſchritt ſie hurtig zum Fenſter, öffnete es und rief: „Ama—lie ... Ama—lie" ... Da keine Antwort erfolgte, bewaffnete ſie ſich mit einem Teppichklopfer und ſchlug damit feierlich auf das Fenſterblech.

Im Vorderhauſe tat ſich jetzt ein Fenſter auf, und langſam kam ein kugelrunder dunkler Frauenkopf zum Vorſchein. „Wa—as wollen Se, Frau Kalnis?"

Dore beſtellte den Heringsſalat und außerdem belegtes Brot und Bratkartoffeln.

„Wa—as für Jetränke?" rief Amalie durch den Frühlingswind.

„Tee," erwiderte Dore hurtig, obgleich John etwas andres ſagte.

„Scheen," kam die langgezogene Erwiderung, und das Fenſter wurde phlegmatiſch geſchloſſen.

„Für den Tee muß ich danken," brummte John, das Böckchen ſtreichelnd und ſeine Stiefel an der niedrigen Lehne des Sofas ſcheuernd. In ſeinem Zimmer ſah es recht wohnlich aus, obgleich es, ſeiner häufigen Zerſtörungswut wegen, nicht allzuviel enthielt. Der große Spiegel mit der Marmorplatte, der zwiſchen den beiden Fenſtern hing, wurde von John nur deshalb reſpektiert, weil er von den Eltern ſeiner Mutter ſtammte. Alles, was von den verſtorbenen Großeltern mütterlicherſeits ſtammte, war ihm heilig.

Merkwürdigerweise. Er begnügte sich damit, dem Spiegel mit der Faust zu drohen, wenn er betrunken war, und an Großmutters riesengroßem, grünblauem Plüschsofa wischte er sich dann höchstens die Stiefel ab. Dieses altmodische Möbel stand vorn an der rechten Wand, vor sich einen runden Tisch. Vis-à-vis an der linken Wand stand nichts als ein brauner Kleiderschrank. Den Hintergrund füllte ein breites dunkles Bett und eine Waschtoilette, die nur wie ein Kasten aussah. An den Fenstern hingen rot- und weißgestreifte Vorhänge, und über dem Sofa hing eine überaus altmodische farbige Landschaft, die ebenfalls von den respektierten Großeltern stammte. Außerdem gab es nur noch einen Bettvorleger und ein zerrissenes Papiertelephon im Zimmer. Dieses Wohn- und Schlafgemach war mittelgroß und mittelhoch und lag zwischen dem der Wärterin und der Küche, aus der es auf die Treppe ging.

Dore machte sich daran, die Lampe anzuzünden, und deckte dann den Tisch mit einer bunten Baumwolldecke. Als das Abendbrot gebracht wurde, nahm John den Heringssalat an sich und sah Dore spitzbübisch an. „Jesägnete Mahlzeit," sagte sie fromm, ihm gegenüber Platz nehmend und leckrig nach dem Heringssalat blickend. „Schweig!" entgegnete er gereizt auf ihren freundlichen Wunsch. Sie nahm ihren Tee, ihre Kartoffeln und ein belegtes Brot und ging gekränkt in ihr Zimmer. Dort machte sie Licht und setzte die Brille auf. Um sich zu beruhigen und um den Heringssalat, den sie zu gern aß, würdiger verschmerzen zu können, guckte sie rasch in

eins ihrer vielen Erbauungsbücher. Nachdem sie drei liebliche Strophen gelesen hatte, seufzte sie wie eine Märtyrerin und ließ sich ergeben zu ihren Bratkartoffeln nieder.

Dore war wirklich fromm, und wenn sie log, geschah es nur unter geistigem Vorbehalt. In ihren jungen Jahren war sie Wirtschafterin auf großen Gütern gewesen. Tüchtigkeit und Heißblütigkeit waren damals ihre hervortretendsten Eigenschaften. Mit vierzig besaßen ihre listigen kleinen Augen noch die Kraft, einem ältlichen Gutsbesitzer den Kopf zu verdrehen. Er ließ sich von seiner Frau scheiden und heiratete die unschöne brustkranke Wirtschafterin mit den vielen Erbauungsbüchern und der liebevollen Vergangenheit. Aber die Ehe währte kaum ein Jahr, denn die erwachsenen Kinder trieben die ihnen verhaßte Stiefmutter bald aus dem Hause. Dore mußte wieder in Stellung gehen, und das war hart für sie, denn der Husten plagte sie mehr und mehr. Immerhin gelang es ihr, einen leichten Dienst zu finden — bei den reichsten Zarnoskys, als Pflegerin der kränklichen alten Großmutter. Dore verstand es, sich bei Zarnoskys unentbehrlich zu machen, darum behielt man sie auch nach dem Tode der Großmutter im Hause. Und eines Tages wurde dann John ihr Pflegling, der immer ihr heimlicher Liebling gewesen.

Dore fand, daß der Heringssalat doch schwer zu verschmerzen war. Sie guckte schließlich durch die Tür, um zu sehen, wie weit John damit war. „Frau Kalnis," rief er versöhnlich, „es ist noch eine Menge Heringssalat für Sie."

Die Wärterin machte ein dummes Geſicht, weil ſie nicht wußte, ob ſie ihm trauen durfte. Aber ihre Leckrigkeit war groß. „Wollen Se mich auch nich zum Narren machen?“ fragte ſie zuerſt.

John ſchwur, die Lippen prunzelnd, daß er nicht daran dächte. Dore rückte an, wünſchte noch einmal „jeſägnete Mahlzeit“ und ſetzte ſich dann an den Tiſch. Sie trug ein kaffeebraunes, ſelbſtgewebtes altmodiſches Kleid mit einem dunkelroten Samtſtreifen um den Rock und kleinen Samtklappen an den Ärmeln. Ihren vertrockneten Hals zierte ein ſelbſtgehäkeltes weißes Tüchlein. Über dem flachen Leibe hatte ſie eine ſchwarze Schürze, die den Rock ſowohl zieren als ſchonen ſollte. Frau Kalnis glich einer ältlichen, glattgeſcheitelten Chineſin in europäiſcher Kleidung. Peter betrachtete ſie genau ſo aufmerkſam wie ſein Väterchen, aber man konnte ſeinen einfältigen Augen nicht anmerken, ob er ſie hübſch oder häßlich fand.

„Na, hat'r geſchmeckt?“ fragte John mit unwiderſtehlich verſchmitzter Miene, als die Wärterin die Schale auskratzte.

„Wird nich ſchmecken?! Scheenes Eſſen,“ entgegnete ſie unter verſchämtem Lachen.

Peter bekam das letzte Butterbrot und dann ſollte er in den Stall. Frau Kalnis ging hinaus, um Rodenberg zu rufen, der unten im Hauſe mit ſeiner gichtkranken Frau und einer überaus frommen Schweſter wohnte. Rodenberg brachte Peter in den Stall, wenn er nicht betrunken war. Heute kam die fromme Schweſter ſtatt ſeiner. Jette mußte feierlich verſprechen, daß Peter auch wirklich ſein Abendbrot

erhalten würde, dann erſt durfte ſie ihn am Halsband nehmen.

John war jedesmal ſehr ſanftmütig, wenn er ſich wieder mit Dore vertragen hatte. Er war dann wie ein Kind, das ungezogen geweſen und nun durch beſondere Artigkeit verſöhnen will. Er ließ ſich wie ein Lamm von ihr zu Bett bringen und ſuchte ſie dabei durch eine gefällige Unterhaltung zu erfreuen. „Wir werden morjen ein reines Hemd anziehen," ſagte die Wärterin, ſobald ſie ihren Pflegling bis auf dieſes letzte Kleidungsſtück entblößt hatte. John machte ein liebliches Geſicht, obgleich er nicht gern ein reines Hemd anzog. „Und wir werden wieder mal de Fieße waſchen," ſetzte ſie hitzig hinzu, als ihr Blick auf ſeine unſauberen Gehwerkzeuge fiel. John lächelte wie ein Engel, obgleich er waſſerſcheu war.

Er legte ſich ſchwerfällig ins Bett, und Dore deckte ihn ſorgfältig zu. „Leſen Sie mir was vor, ich kann jetzt doch noch nicht ſchlafen," ſagte er nervös, als ſie ihn mit warmen Augen betrachtete. Er war immer ſchlaflos und ſehr erregt, wenn er Krämpfe gehabt hatte, und wenn ſie ſtark geweſen, ſtärker als diesmal, ſo ging er danach tagelang wie ein Geſtörter umher.

Die Wärterin eilte zu ihrem Bücherſchatz, um eine paſſende Lektüre zu ſuchen — und kam ſobald nicht wieder. Der Huſten hatte ſie gepackt und ſchüttelte ſie, wie eine kräftige Fauſt einen leichten Gegenſtand ſchüttelt. Nach einigen Minuten war der Anfall vorüber und Dore ganz erſchöpft. Sie ſaß noch eine Weile mit hängendem Kopfe und

hängenden Armen auf ihrem Stuhl und ſtarrte ſtumpfſinnig zu Boden, dann ſtand ſie auf: „Nun komm ich, Herr Johnche. Wenn erſt abjehuſt' is, dann is wieder gut," ſagte ſie reſigniert.

Und ſie begann mit belegter, ſchwacher Stimme, die allmählich klarer und kräftiger wurde:

„Feſt jemauert in der Erde
ſteht die Form aus Lehm jebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
friſch, Jeſellen, ſeid zur Hand . . ."

„Hör auf mit deiner dämlichen Glocke!" ſchrie John, die Geduld verlierend. „Du weißt doch, daß ich die olle Glocke nicht mehr hören will."

„Scheen, dann her ich auf, dann les ich gar nich."

„Dorchen," ſagte ſchmeichelnd der Kranke und wies ſüß nach der Bibel hin, der alten, vergilbten, die ſie auch mitgebracht hatte. Da konnte ſie nicht widerſtehen, da tat ſie, wie ihr geheißen ward. Sie ſchlug die Offenbarung des Johannes auf und las mit ſchöner Dorfſchulbetonung: „Ich ſah einen neien Himmel und eine neie Erde. Denn der erſte Himmel und die erſte Erde verjing und das Meer iſt nicht mehr. Und ich ſah die heilije Stadt, das neie Jeruſalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine jeſchmickte Braut ihrem Manne."

„Noch einmal," flüſterte John, und ſeine Phantaſie arbeitete mächtig.

Die Litauerin wiederholte und las dann weiter, es kam die Schilderung des neuen Jeruſalems. Und John ſah bei ihren Worten das neue Jeruſalem, die

Stadt der goldenen Gassen mit den Toren aus Perlen und den Mauern aus Edelsteinen. „Blau, gelb, grün, rot . . .“ flüsterte er, „o Dore, alle Regenbogenfarben! Alles aus Edelsteinen, aus Gold und Perlen!“ Sie war verstummt, und er fuhr fort, die Augen auf die verräucherte Decke gerichtet.

„Da ist ein Schloß, Dore, das wird mir gehören, wenn ich erst tot bin. Die Mauern sind aus Amethyst und die Fenster aus Rubin. Und in allen Zimmern sind Flaschen, Flaschen in allen Regenbogenfarben — und ich darf aus allen trinken. Das schmeckt, Dore, was in den Flaschen ist! Und man wird nie davon betrunken, man kann ewig, ewig trinken!“

Die Wärterin lachte und John sprach weiter: „Jeder Schluck aus den Flaschen ist wie mildes, knisterndes Feuer und fließt wie flüssige Edelsteine in den Magen hinab. Dort sprudelt er weiter und durchglüht den ganzen Magen. Was sag ich: den ganzen Magen? Nein, den ganzen Körper. Und man wird durchsichtig wie eine helle Flamme, wenn man aus den Flaschen getrunken hat, man gleicht dann einer hellen, durchsichtigen Flamme . . .“ Er wandte den Blick von der verräucherten Decke und sah die Wärterin spitzbübisch an. „Man könnte in dich hineinsehen, Dore, wenn du aus den Flaschen getrunken hättest, dein ganzer Körper wäre dann durchsichtig.“ Er grinste wie ein Faun. „Ich möchte nicht in dich hineinsehen, Dore!“

„Sie missen nich anzieglich werden, junger Herr,“ sagte Frau Kalnis gekränkt, und nachdem sie eine Weile nach einer schärferen Entgegnung gesucht hatte,

ſetzte ſie mit frommem Hohn hinzu: „Wer eine kranke Leber hat, ſieht innen immer noch ſchlechter aus, als einer, der ſe nich hat." Darauf las ſie hurtig weiter und gelangte bald zu der Strophe: „Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm! Und wer es höret, der ſpreche: Komm! Und wen dürſtet, der komme, und wer da will, der nehme das Waſſer des Lebens umſonſt."

„Halt, halt!" rief John erregt nach dieſen Worten, „mich dürſtet, mich dürſtet immer! Wohin ſoll man da kommen, Dore? Ich geh' gleich dahin."

„Na, nach's neie Jeruſalem doch wohl," meinte die Wärterin. Und dann maliziös: „Aber Sie heren doch, junger Herr, daß da nichts als Waſſer anjeboten wird."

Der Trinker verzog das Geſicht. „Waſſer — brr... Aber Waſſer des Lebens, Dore, das ſchmeckt vielleicht beſſer als die feinſte Miſchung, das ſtillt vielleicht für immer den Durſt."

„Kann ſein! Aber wollen Se jetzt nich ſchlafen, Herr Johnche?"

„Ich kann nicht."

„Na verſuchen Sie's doch man erſt."

„Nein ... Ich möchte wiſſen, wozu ich gepaßt hätte, wenn ich nicht immer den Durſt gehabt hätte?"

„Das fragen Se mich immer, wenn Se einen jetrunken haben."

„Und Sie wiſſen nie eine Antwort darauf. Was ihr ſagt, iſt alles falſch."

„Wozu bekam ich den ewigen Durſt? Ich möchte wiſſen, wozu ich ihn bekam?" ſchrie er wild.

„Das will ich wiſſen!?" brüllte er, und ſein ganzes Geſicht zuckte.

„Jetzt sollten Se zu schlafen versuchen, mein Lieberche, und nich so was Unnitzes fragen."

„Zum Schlafen kommt schon noch Zeit genug," stammelte John. „Ich möchte wissen, ob ich denn bloß zum Saufen auf die Welt kam?"

„Aber nei! Sie hätten doch e feiner Kaufmann werden können, oder auch e studierter Herr, wie d'r Großvaterche."

„Sprich doch nicht dummes Zeug!" brummte er gereizt. „Du verstehst von gar nichts! Keiner versteht was! Und alles ist so verdreht, so verdreht"...

Die Wärterin war zu der Überzeugung gelangt, daß John heute abend ein Schlafpulver bekommen müsse. Sie holte das Tischchen herbei, das zur Nacht an sein Bett gestellt wurde, und rührte ihm dann rasch ein Pulver ein.

„Dies trinken Se man und dann werden Se schon schlafen, mein Lieberche."

Erst wollte er nach dem Glas stoßen, aber dann riß er es plötzlich an sich und leerte es gierig. Er plumpste wie ein ermatteter Maikäfer auf den Rücken, als das Schlafmittel zu wirken begann. Dore nahm die Brille ab und betrachtete ihn mit einfältiger Miene. „Dummer Äsel," brummte sie, „wärst verninftig jewesen, hätt dir die janze Welt offen jestanden. Aber nu — was hast? Gar nuscht." Da John die Augen geschlossen hatte, löschte sie die Lampe aus und zündete dafür ein Nachtlämpchen an. Sie setzte ein paar Flaschen Selterwasser auf sein Tischchen, die er im Laufe der Nacht zu leeren pflegte, um das fortwährende innerliche Brennen zu lindern, und verfügte sich dann in ihr Zimmer, um geräuschlos zu Bett zu gehen.

Zweites Kapitel

John ſtand vor dem Spiegel und legte ſeine Orden an. So nannte er die blauen, an Bändchen hängenden, parfümierten Oblaten, mit denen er ſeine Jacke zu ſchmücken pflegte, wenn er „zu Zarnoskys“ ging. Er trug ſie dann ſeiner jüngeren Brüder wegen, die immer behaupteten, ſie könnten ſeinen Geruch nicht ertragen. John roch wirklich nicht ſchön, was auch weiter nicht verwunderlich war, und ſeine Kleider verbreiteten die Luft der Arbeiterkneipen. Aber er verſchmähte es, ſich mit Parfüm zu begießen, er fand es männlicher und ſtilvoller, mit den blauen Oblaten auf der Jacke zu gehen. Obgleich ſie lange nicht die Wirkung ausübten, die ein ſtarkes Parfüm getan hätte. John war noch ſo kindiſch. Mit ſtrahlenden Augen war er eines Morgens, die Oblaten auf der Bruſt, bei der Mutter erſchienen: „Sieht das nicht fein aus? Sieht das nicht großartig aus? Und nun werde ich auch nicht mehr ſchlecht riechen. Nicht wahr, ich riecke jetzt fein? Paul, Leo, rieche ich jetzt nicht fein?“ Sie hatten es aus Mitleid bejaht, und die Mutter hatte ſogar behauptet, daß ſie noch nie einen ſchlechten Geruch

an ihm bemerkt habe, Paul und Leo seien nicht klug. Das hatte den jungen Alkoholiker bis zu Tränen gerührt. An diesem Tage trank er keinen Tropfen.

Während sich John noch vor dem Spiegel bewunderte — es war Sonntag: Palmsonntag — kam etwas trapp, trapp, trapp, wie auf kleinen Jungenstiefeln, die Treppe herauf und hämmerte dann energisch an die Küchentür. Das Väterchen stürzte hin, um dem Söhnchen zu öffnen. Peter trat ein und schob seine kleine weiche Nase zur Begrüßung in Johns ausgestreckte Hand. Peter wollte seinen Morgenzucker haben, und den erhielt er auch reichlich. John hätte seine Uhr verkauft, um Peter mit Zucker füttern zu können.

Der Ziegenbock mußte auf dem Hof bleiben, als John ins Vorderhaus zu seinen Eltern ging. Er bedeutete ihm, auf dem Hof herumzuspringen, solange „Papa" auf Besuch war.

Papa setzte sich im elterlichen Eßzimmer an den warmen Ofen, verschämt „guten Morgen" stotternd. Paul und Leo verzogen sich rasch nach seinem Eintritt, und Eugen begrüßte ihn mit den spöttischen Worten: „Na, wieder mal betrunken gewesen, alter Ziegenbockvater?"

„Betrunken gewesen? Wer? Ich doch nicht?" stotterte der Trinker. Er hatte die Hände gefaltet und ließ die Daumen langsam umeinanderlaufen, indem er auf die Mutter blickte, die mit einer Handarbeit am Fenster saß.

„Ach John," sagte sie traurig, „kannst du es denn gar nicht lassen?"

„Nein," platzte er naiv heraus.

Sie ſeufzte und verſtummte.

„Was gibt's zu Mittag?" fragte er verlegen in die Stille hinein. John war ein Feinſchmecker und hielt ſich gern in der Küche auf. Dort, bei Amalie, war ihm auch viel wohler als bei Vater und Mutter. „Muß mal ſehen, was gekocht wird," ſagte er, ſich wieder erhebend, da niemand auf ſeine Frage antworten wollte.

In der Küche ſtand eine Kiſte, die der Faktor zur Bahn tragen ſollte. Auf dem Deckel lagen dreißig Pfennige Trinkgeld für ihn. John vergaß das Mittageſſen und blickte wie gebannt auf das Geld. Sein Portemonnaie war leer; denn der Vater gab ihm immer weniger und weniger Taſchengeld, um ihm das viele Kneipenlaufen unmöglich zu machen. (Das Reſultat davon war, daß John auf Kredit trank und die Faktore anpumpte.) Die dreißig Pfennige lockten ihn, wie den Igel das Blut. „Wiſſen Sie was, Amalie," ſagte er zu der kugelrunden ältlichen Köchin, „das da kann ich ſelbſt verdienen! Die Kiſte trag ich noch allemal!" Damit nahm er ſie auf und wandte ſich nach dem Ausgang.

„Sie werden doch nich!" rief Amalie. „Der Friedrich wird doch jleich kommen. Aber, junger Herr, das ſchickt ſich doch nich für Sie. Wenn das der Herr ſieht!?"

„Aber ich ſchlepp' ſie doch bloß ſo lange, bis ich einen Jungen treffe, der ſie mir für fünf Pfennige trägt."

„Laſſen Se ihr ſtehen, ich jeb Ihnen dreißig Pfennige," ſagte Amalie zärtlich.

„Geben Sie her," brummte John, „dann ſind es ſechzig." — „Her damit!" beharrte er mit dem Eigenſinn des Alkoholikers, da die Köchin unter dieſen Umſtänden nicht mit dem Gelde herausrücken wollte.

Es blieb ihr ſchließlich nichts andres übrig, als ihm den Willen zu tun. Sie öffnete zwei Knöpfe ihrer karierten Taille und zog ein rot- und braungeſtreiftes Beutelchen hervor, das von der Wärme ihres gewaltigen Buſens Zeugnis ablegen konnte. „Nu machen wir uns auf die Socken," ſagte John kurz, als er das Geld hatte. „Iſt mir ein Kinderſpiel, dieſe Kiſte zu tragen."

Die Köchin wollte es beſtreiten, und das reizte John, weil es ſeinen Stolz verletzte. Nun ging er mit der Kiſte, koſtete es, was es wollte. Einen flotten Gang erzwingend eilte er nach der Tür.

„Adieu, Amalie."

Die Dicke ſah ihm ſorgenvoll nach. „Kommen Se gut nach Hauſe, junger Herr."

Das Zarnoskyſche Haus ſtand vis-à-vis einer Querſtraße, die ſich in langer enger Windung vor ihm auftat. Die Straße hieß Grätengaſſe. Eugen ſtand gerade am Fenſter, als John mit der Kiſte aus dem Hauſe trat und nach der Grätengaſſe ſteuerte. „Was ſoll das heißen?" rief er, das Fenſter aufreißend. „Holla! John! Du kommſt ſofort zurück!"

Der Angerufene drehte ihm ſein gelbes Geſicht zu und ſchnitt ihm eine tolle Grimaſſe, dann trollte er weiter.

Eugen knickte vor Lachen zuſammen. Johns Anblick war überwältigend komiſch geweſen, ſo tragiſch

er im Grunde auch war. Und nun ſchwankte er auch ſchon die Grätengaſſe hinunter, er hüpfte und torkelte, die Kiſte unterm Arm, von rechts nach links. „Mutter, Paul, Leo!“ rief Eugen in das nach hinten gelegene Eßzimmer hinein. „Kommt doch bloß mal her!“

Frau Zarnosky war entſetzt, als ſie John in dem Kiſtenträger erkannte. Eugen ſollte ihn ſofort zurückholen, weil ſie fürchtete, daß John hinfallen könne. Aber Eugen machte Einwendungen: er werde ihm nicht gehorchen und Streit anfangen, er werde auch nicht gleich hinfallen. Der Faktor könne ihm ja nachlaufen.

Aber der war noch immer nicht da, Amalie verſicherte indeſſen, daß er nun gleich kommen müſſe. Alle ſtellten ſich ans Fenſter und blickten geſpannt in die Grätengaſſe, die beiden Jungen voll heftigſter Lachluſt. Plötzlich pruſteten ſie los; denn John hatte ſich umgedreht und die Zunge herausgehängt.

In der Grätengaſſe ſtanden viele alte Speicher. Einer von ihnen hatte an der Front eine ſteinerne Ruhebank. Als John dieſe Bank erreicht hatte, ſtellte er die Kiſte herauf, ſetzte ſich puſtend daneben und faltete ergeben die Hände. So traf ihn Onkel John, der des Weges daherkam, um irgendwo Märchen erzählen zu gehen.

„Was tuſt du da? Was haſt du da für eine Kiſte?“ fragte er mit heftig angeregter Phantaſie.

Der Neffe tat verſchämt. „Der Vater braucht Geld. Ich muß unſer Silberzeug verkaufen gehen. Eugen tut es nicht,“ erwiderte er ſo gedrückt als er konnte.

Onkel John kicherte wild in sich hinein. „Armer Junge," sagte er bedauernd, und als habe er durchaus nichts Merkwürdiges gehört, „die Kiste ist wohl sehr schwer?"

„Ja," hauchte der Neffe mit schwermütigem Augenaufschlag.

Der Onkel pustete stark, um nicht lachen zu müssen, dann sagte er: „Deine Eltern tun unrecht, wenn sie dich bei deinem Gesundheitszustand mit einer solchen Kiste schicken. Indessen soll man Vater und Mutter ehren. Doch" — Onkel John weitete furchtbar die Augen — „wenn sie dich noch einmal mit einem solchen Monstrum heraushetzen... heraushetzen," wiederholte er mit erhobener Stimme, „dann kommst du zu mir, und das Weitere wird sich dann schon finden."

Der Trinker nickte ganz ergriffen. „Gib doch was, damit ich sie mir wenigstens tragen lassen kann," stammelte er, die Hand ausstreckend, in kläglichem Tone.

„Hast du denn gar kein Geld?" fragte Onkel John, bis zu Tränen gerührt.

Der Neffe kehrte hurtig die leeren Hosentaschen heraus. „Und sie lassen mich nächstens verhungern," brummte er, dem Himmel ein Paar feuchte Pudelaugen zeigend.

Onkel Johns Phantasie schwoll mächtig an. Die Eindrücke arbeiteten so gewaltig in ihm, daß er einen Augenblick ganz sprachlos blieb. Und wenn er auch genau wußte, daß sein Neffe ihn aufs albernste belog, gelang es ihm, bei seiner Einbildungskraft, doch ganz vortrefflich, sich die Unwahrheit als Wahrheit

vorzuſtellen. Sein fuchsgelber Schnurrbart zitterte, denn er befand ſich in angenehmſter Aufregung, und ſeine grellblauen Lügneraugen glitzerten wie Katzenaugen im Dunkeln. „Zunächſt," ſagte er, hoheitsvoll das Portemonnaie ziehend, „zunächſt ſind hier fünf Mark, damit du nicht ganz ohne Pfennig herumläufſt — mein armer Junge."

John nahm dankend die gereichten zwei Mark. Er wußte, daß es immer nur zwei Mark waren, wenn Onkel John fünf Mark ſagte.

„Und nun gehe ich zu deinen Eltern," fuhr dieſer fort, „um für dich das Notwendigſte anzuordnen. Schlimmſtenfalls" — er rollte die Augen — „wird die Polizei meinen Worten Nachdruck verleihen. — Holla!" rief er dem Faktor entgegen, der der Kiſte wegen gelaufen kam, „tragen Sie das da! Ich übernehme die Verantwortung, verſtanden?"

John lehnte es ab, den Onkel zu begleiten, weil er ein unreines Gewiſſen hatte. Der Onkel ging auch lieber allein, um je nach Empfang mit ſeinen Märchen herauszurücken. Es war ein hellgrauer Sonntagvormittag, und die Grätengaſſe lag ſtill und leer und ſauber da. Onkel John eilte wie mit Flügeln am Mantel davon, während ſein Neffe auf der Steinbank ſitzen blieb, die Daumen umeinander drehte und ſich ſeine Miſchung wünſchte.

„Guten Tag, meine Lieben," ſagte der alte Fuchs mit wärmſter Innigkeit, als er bei Zarnoskys ins Eßzimmer trat. Paul und Leo reichten ihm die Hand, ſeine Schwägerin unterließ es, Eugen und Herr Zarnosky brummten etwas, Onkel Chlodwig war nicht da.

„John ſitzt am Traumannſchen Speicher und weint," hub der gute Onkel an. „Die Kiſte war doch wirklich zu ſchwer für ihn."

„Wer hat ihm befohlen, mit der Kiſte zu gehen?!" ſagte ärgerlich der Vater.

„Das wollen wir nicht unterſuchen," verſetzte Onkel John ſanft und ſchlicht. „Apropos („Jetzt geht's Schwindeln los," flüſterte Paul hinter Eugens Rücken) was ich ſagen wollte" — er hob die eine Fußſpitze ein wenig in die Höhe und beſah ſich verſunken den Stiefel — „ja, richtig; es gehen über dich merkwürdige Gerüchte in der Stadt herum, ganz merkwürdige Gerüchte, mein lieber Richard."

„Phantaſiere doch nicht immer!" unterbrach ihn ſein Bruder in wegwerfendem Tone. Richard Zarnosky log nicht mehr als andere Kaufleute, und ſeine Phantaſie hielt ſich in bürgerlichen Grenzen.

„Du ſollteſt — du ſollteſt nicht ſo zu mir ſprechen — in — in einer Lage wie der deinigen, mein lieber Richard."

„In was für einer Lage bin ich denn, mein lieber John?"

„In keiner angenehmen, ſollte ich meinen. Es gehen Gerüchte in der Stadt, daß" — —

„Daß?"

„Daß es mit dir ſchief ſtände, mein lieber Richard."

„Wer ſagt das?" fragte Herr Zarnosky amüſiert.

Onkel John entblödete ſich nicht, eine Reihe von Namen zu nennen, wobei er ab und zu die Augen ſchloß, als ob ihm angſt und bange würde. „O Gott!" rief er plötzlich. „Richard, Richard, bring nur

nicht Schande über deine angesehene Familie, über mich und meine unschuldige Tochter, über unsern armen Bruder Chlodwig!"

„Erster Akt, erste Szene," sagte Eugen lachend.

Herr Zarnosky tippte mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde an seine Stirn, indem er den Bruder bedeutungsvoll anblickte. Aber Onkel John übersah die Beleidigung, weil er noch lange nicht fertig war. Sich seinem ältesten Neffen zuwendend sagte er: „Mein lieber Eugen, du solltest dich schämen, deinen alten Onkel zu hänseln. Aber ich weiß ja, du ehrst auch nicht Vater und Mutter. Du schämst dich, in ihrem Interesse zu handeln. Du schämst dich, Schritte zu tun, die ihre mißliche Lage verbessern könnten."

„Nu wird's Tag," brummte Eugen belustigt.

Herr Zarnosky öffnete die Tür und sagte gelassen: „Mein lieber John, hier hat der Zimmermann das Loch gelassen."

Der Märchenerzähler fauchte wie ein schwergereizter Kater, seine grellen Augen rollten hin und her. „Richard," brachte er angestrengt heraus, „ich kündige dir hiermit ein für allemal meinen Speicher."

„Schön," erwiderte Herr Zarnosky, „mir ist dein ew'ges Künd'gen auch über. Es gibt mehr Speicher in unserer Gegend."

„Geh nur hin!" krähte Onkel John. „Es dürfte dir keiner so passen wie meiner."

„Und wenn auch! Schlimmstenfalls behelfen wir uns eine Weile mit einem. Wir räumen zum ersten Juli, du kannst dich darauf verlassen."

Das kam dem Märchenerzähler weder erwartet noch erwünſcht. Wer weiß, ob ihm ein andrer die hohe Speichermiete zahlen würde, die ihm ſein Bruder zahlte, ganz abgeſehen von allerhand Vorteilen, die er daraus zu ziehen verſtand, daß ſein Speicher dem Bruder ſo ſehr gut paßte. (Onkel John zog es ſchon lange vor, den Speicher zu vermieten, anſtatt ihn ſelbſt zu benutzen, weil er zuviel mit Prozeſſen zu tun hatte. An denen gewöhnlich ſeine Märchen ſchuld waren.) „Richard," flüſterte er, das Geſicht in ſchelmiſche Falten ziehend und aufs verſöhnlichſte loskichernd, „du kannſt nicht Scherz von Ernſt unterſcheiden. Das war doch bloß Spaß mit der Kündigung. Benutzt ihn in Gottes Namen weiter. Mir genügt der Schuppen."

„Bis zum erſten Juli und nicht länger," verſetzte Herr Zarnosky ſchroff.

„Es iſt nicht recht, daß du dem Bruder den Verdienſt nehmen willſt, um ihn vor einen Fremden zu werfen," predigte Onkel John in ſalbungsvollem Tone; aber ſeine Augen funkelten böſe. „Unſer Bruder Chlodwig wird es auch nicht wollen," ſetzte er theatraliſch hinzu.

„Dein ew'ges Künd'gen paßt uns ſchon längſt nicht mehr!" ſchrie Herr Zarnosky, die Geduld verlierend. „Und es paßt uns auch nicht, daß du deine fünfzig Puten tagtäglich von unſerem Getreide mäſteſt!"

„Erſtens ſind es nur vierzig," ſtotterte Onkel John, „und zweitens haben ſie noch nie in ihrem Leben auch nur ein Körnchen von deinem Getreide bekommen. Und außerdem ſind nur noch ſechs am Leben."

Alle lachten. Von vierzig auf ſechs war ſelbſt für Onkel John ein kühner Sprung.

„Wißt ihr denn nichts von dem Unglück, das vergangenen Montag bei uns paſſierte? Nein, ihr wißt wohl noch nichts?!“ rief nun der Märchenerzähler, froh wie ein Kind über den guten Einfall, der ihm gekommen, und über die verſöhnliche Stimmung, die ſich anzubahnen ſchien. „Richard, Anna, Eugen, Kinder, laßt euch erzählen, was vergangenen Montag bei uns paſſierte. Da fuhr mir doch ein Wagen mit durchgehenden Pferden in meine jungen Putchen hinein. Die Hälfte wurde totgefahren, die Hälfte kreuzlahm getreten. Dem Truthahn Fritz, meinem Liebling — ihr kennt ihn ja — dem armen Tier war das linke Beinchen gebrochen. Ich habe ihn dann ſelbſt geſchlachtet . . .“

„Aber Onkel!“ platzte Paul lachend heraus. „Den Fritz habe ich doch noch geſtern nachmittag gefüttert.“

Onkel John zuckte zuſammen wie jemand, den unerwartet ein Inſekt geſtochen. „Paul,“ begann er eindringlich, die lachenden Zuhörer mit hoheitsvollen Blicken meſſend, „beſinne dich recht, mein Junge! Du haſt — geſtern nachmittag — den Fritz gefüttert? War es nicht vor acht Tagen?“

„Geſtern war es.“

Onkel John blickte auf Paul wie auf einen armen Schwachſinnigen, dann wandte er ſich ſeiner Schwägerin zu. „Liebe Anna, ich habe es Ihnen — ich habe es euch allen noch immer verbergen wollen, was ich ſeit einem halben Jahre an Paul beobachte. Der arme Junge — aus unſrer Familie hat er das

nicht — das arme Kind weiß nämlich nie, wann sich ein Ereignis zugetragen, ob es gestern, vorgestern oder sonstwann war. Er verliert das Gedächtnis. Ist euch das noch nie aufgefallen?"

„Nein, du alter Schwindler," sagte Herr Zarnosky mit Nachdruck.

„Alter Schwindler?" sprühte der Märchenerzähler, seinen Speicher vergessend. „Statt mir zu danken, daß ich dich auf eine Krankheit deines Kindes aufmerksam mache, beleidigst du mich? Du bist mir ein netter Vater! Den einen lassen sie verlumpen, den andern verblöden!"

Herr Zarnosky ging ruhig zur Tür und öffnete sie ein zweites Mal. „Soll ich vielleicht den Faktor rufen, damit er dir den Ausgang zeigt?" fragte er grob.

„Ich gehe," schnaubte Onkel John, „und ich komme nicht eher wieder, als bis ihr mich auf Knien und Ellbogen darum bitten werdet."

Es erfolgte ein Gelächter, in das nur Paul und Frau Zarnosky nicht einstimmten. Paul machte ein ängstliches, beinahe verstörtes Gesicht. Frau Zarnosky erhob sich erregt und sagte: „Onkel John, wenn Sie jetzt hingehen und etwa in der Stadt erzählen, daß Paul anfängt, schwachsinnig zu werden, so werde ich Sie nie mehr in meinem Hause dulden."

Der gute Schwager verklärte sich. „Aha," sagte er, „diese Tatsache ist Ihnen also doch nicht entgangen?! Aus unsrer Familie hat er das jedenfalls nicht . . ." Dabei schlüpfte er aalgeschwind nach der Tür, um sich von dort mit einer spöttischen Ver-

beugung zu empfehlen. Die angenommene Kündigung hatte er total vergessen.

Richard Zarnosky zuckte nur die Achseln, als sein angenehmer Bruder hinausschlüpfte. Die ganze Familie war an derartige Auftritte mit Onkel John gewöhnt. Frau Zarnosky war meist die einzige, die sich dabei aufregte.

Paul ging auf den Hof, um über das nachzudenken, was der Onkel von ihm behauptet hatte. Da er die Sensibilität seiner Mutter und eine große Phantasie besaß, so hatte ihn die seltsame Behauptung in Unruhe und Angst versetzt.

„War es nicht gestern vor drei Wochen, daß Vater die beiden Rappen kaufte?“ fragte er Rodenberg.

„Ja, das is nu all drei Wochen her,“ erwiderte der Kutscher.

„Am ersten wurden sie beschlagen, nicht wahr?“

Rodenberg kratzte sich den Kopf. „Kann sind. Ich weiß nich mehr jenau,“ und er trollte sich.

Paul setzte sich auf eine Wagendeichsel und versank in angestrengtes Grübeln; er stellte die schwierigsten Daten in seinem Kopfe fest. Eine der vielen Speicherkatzen sprang ihm auf den Schoß und rieb sich schmeichlerisch an seiner Jacke. Der Junge wollte sie vertreiben, weil ihn das beim Nachdenken störte; aber die Katze klammerte sich fest, freundlich schnurrend und vergnügt mit dem Schwanze wippend. Paul streichelte sie mit abwesender Miene, bis ihm der wippende schwarze Katzenschwanz plötzlich zwischen die Lippen geriet. Da sprang er auf und ließ das

Tier fallen, die klebengebliebenen Haare ärgerlich vom Munde wischend.

„Was ist los?" fragte Onkel Chlodwig hinter ihm.

„Ach nichts. Ich bekam Katzenhaare in den Mund," erzählte der Junge.

Chlodwig Zarnosky (eine Art Kompagnon seines Bruders Richard) war ein kleiner, gelblicher Junggeselle mit großen Ohren und großen weißen Händen. (Außerdem gab es noch einen vierten Zarnosky, den die Brüder seiner „eigentümlichen Anlagen" wegen nach Amerika verpflanzt hatten.) „Katzenhaare!" rief Onkel Chlodwig, die großen weißen Hände mit gespieltem Entsetzen zusammenschlagend. „Paul, Junge, du hast doch wohl keins hinuntergeschluckt?"

„Ich weiß nicht," sagte Paul verwirrt.

„Kind, dann müßtest du ja sterben," flüsterte Chlodwig mit großen geheimnisvollen Augen. Und nun ging seine Phantasie mit ihm durch. Er sprach dem schon erschreckten Jungen von einem schweren Tode, den heruntergeschluckte Katzenhaare öfters zur Folge hätten. Er schilderte dessen Qualen so genau, als habe er sie schon einmal durchgemacht. Paul lächelte gezwungen. Schwachsinn und Tod, das waren ja nette Aussichten. „Onkelchen, du schneidest auf," sagte er mit unsicherer Stimme.

Für gewöhnlich gab es keinen liebevolleren Onkel, als den kleinen Chlodwig, den jüngsten der vier Zarnoskys. War er es einmal nicht, dann lag das nur an seiner großen Phantasie. Sobald er merkte, daß er seinen Neffen erschreckt hatte, brach er in lautes Lachen aus. „Paulemännchen," rief er, „was bist du

für ein gläubiger Thomas?! Komm, jetzt trinken wir zusammen Rotwein, das ist das beste Mittel gegen Ängstlichkeit und Katzenhaare!"

John hockte noch immer mit gefalteten Händen auf der Steinbank in der Grätengasse. Aber er dachte nicht mehr an seine Mischung, er hatte sich angelehnt und lauschte den lieblichen dünnen Tönen, die aus einem kleinen stillen Hause kamen. Dort blies ein Pfeifer zu seiner Sonntagserbauung:

Nachtigall, Nachtigall,
wie sangst du so schön,
sangst du so schön ...

Es war ein Herbstlied, aber es brachte John seinen ganzen Frühling zurück. Seine Kindheit erhob sich bei dieser halbvergessenen Melodie aus ihrem Grabe und zog licht und herrlich an ihm vorüber. „Das warst du einmal," klang es in ihm. „Warst du einmal," schien die Pfeife zu wiederholen. Die Erinnerung nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm vergessene Wege zu vergessenen Herrlichkeiten. John war aufs neue geboren. Der einsame Lauscher in der Grätengasse war eine leergewordene Hülle.

Da brach der Pfeifer plötzlich ab — und die auferstandene schöne Zeit sank langsam ins Grab zurück. Die Hülle auf der Steinbank bekam wieder eine Seele. Der Trinker schlug langsam die Augen auf. Wo war alles geblieben? Ein trauriges Grinsen verzerrte sein Gesicht, als sein suchender Blick auf die blauen Oblaten auf seiner Jacke fiel. Das war

er jetzt! Und das war kein Traum; es war nicht zu vertreibende Wirklichkeit. Er riß die Oblaten ab und schleuderte sie wild auf die Straße. Aber dann erhob er sich bald und suchte sie wieder auf. Er konnte sie heute nicht entbehren. Beschmutzt waren sie seiner auch noch würdiger.

Die Leute kamen aus der Kirche. Die Grätengasse belebte sich. John setzte sein Imperatorenlächeln auf und machte sich auf den Heimweg.

„Guten Tag, Herr Zarnosky."

„Diener, Herr Zarnosky."

John erwiderte die Grüße, indem er jedesmal zwei Finger nachlässig an die Mütze hob. Als er einen toten Sperling auf der Erde liegen sah, hob er ihn auf und betrachtete ihn. Das Tierchen war so jung, so niedlich und noch ganz warm. Ein Gruß vom Tode, dachte der Trinker, und seine Hand bebte, und seine Orden bebten. „Ich komme bald," schien eine Stimme zu flüstern.

„Bald?" fragte seine Angst.

Der Osterwind raunte eine tonlose Antwort.

„Ich will nicht!" schrie es gewaltig in John, denn ihm war, als habe er soeben sein Todesurteil vernommen. Und er hob den Arm und schleuderte den Sperling über den nächsten Zaun. Er wollte nichts vom Tode wissen, nichts mit ihm zu tun haben; er amüsierte sich höchstens über ihn. Sein Leben konnte hundert Jahre währen. Doch die Angst sprach anders in ihm, und ihm war, als stände der Tod schon irgendwo hinter einem Mauervorsprung der Grätengasse, seinen knöchernen Arm ausstreckend, um

ihn für immer aufzuhalten. Er torkelte auf den Fahrdamm, um den Mauervorsprüngen auszuweichen; er trabte nach Hause und setzte sich neben die lebenswarme, liebevolle dicke Amalie. Aber die Köchin wurde bald ins Eßzimmer gerufen und kehrte mit der unangenehmen Botschaft zurück, daß ihn der Vater zu sprechen wünsche. John machte ein betretenes Gesicht und schlich wie ein armer Sünder hinein.

„Wer hat dich geheißen, mit der Kiste zu gehen?" fragte ärgerlich der Vater.

„Es hat mir Spaß gemacht," stotterte John.

„Unterlaß diese Späße in Zukunft, hast du verstanden?"

„Ja," sagte John wie ein artiges Kind.

Herr Zarnosky schneuzte sich, um eine freundlichere Miene zu verbergen. „Was hast du mit Onkel John gesprochen?" fragte er dann.

„Ich — ich weiß nicht mehr." John lachte blöde.

„Du weißt nicht mehr? Dann hast du wieder geschwindelt! Ich will wissen, was du zu ihm gesagt hast?"

„Guten Tag hab ich gesagt — und — und in der Kiste wären Patronen."

Der Vater versetzte ihm gereizt eine Ohrfeige, die mit stiller Tücke hingenommen wurde.

„Wie kannst du nur?!" rief Frau Zarnosky in vorwurfsvollem, klagendem Tone. „Wie kann man nur einen erwachsenen, schwerkranken Menschen schlagen?!"

„Schwerkrank?" wiederholte John entsetzt, die Ohrfeige vergessend.

Wenn Frau Zarnosky eine Roheit ihres Mannes rügen oder gutmachen wollte, hatte sie häufig das

271193

Pech, nicht minder roh oder wenigstens sehr taktlos zu sein — ohne sich ihres Fehlers immer bewußt zu werden; denn sie war ein wenig denkträge und hielt sich auch für die Vollkommenheit selbst. Johns angstvolle Frage blieb unbeantwortet, weil die Eltern ins Streiten geraten waren, ob der Vater einen erwachsenen Sohn schlagen dürfe oder nicht.

John dachte mit Sehnsucht an Amalie. Die machte ihm keine Vorwürfe, die schalt ihn weder aus, noch erschreckte sie ihn. Die schenkte ihm Geld, wenn er Durst hatte, und tröstete ihn, wenn er traurig war. Die hatte sogar seinen Peter ins Herz geschlossen. Zwar die Mutter war auch gut; aber Amalie war doch noch besser. Still drückte er sich hinaus.

„Herr Johnche trautstes," sagte die Köchin innig, „haben se inne Stub wiedermal auf Ihnen jepucht?"

Der Trinker schlug mit der Hand. „Die müssen doch immer was haben!"

Er ließ sich auf die Küchenbank fallen, daß es krachte. „Bin müde," sagte er düster.

„Hätten Se der Kiste doch bloß stehen lassen, junger Herr!"

„Glauben Sie wirklich an Gott?" fragte John, ins Herdfeuer starrend.

Die Köchin machte ein dummes Gesicht, weil sie nicht gleich wußte, was sie auf diese unerwartete Frage antworten sollte.

„Ob Sie wirklich an Gott glauben?" wiederholte der Trinker.

„Na jewiß. Natirlich. Ich werd nich?! Wieso fragen Se, Herr Johnche?"

„Fiel mir ſo ein.“

„Glauben Se man auch,“ predigte Amalie, „dann werden Se auch wieder jeſund werden. Bloß nich zuviel trinken!“

John ſchien voller Angſt einer andern Stimme zu lauſchen. „Hörten Sie nicht?“ fragte er plötzlich.

„Wa—as? Wa—as?“

„Vorher ſagte es der Wind. Jetzt ſagte es das Feuer.“

„Die können doch nichts ſagen.“

„‚Ich komme bald,‘ ſagte es eben.“

„Ich hab nichts nich jehert.“

„Der Tod will kommen,“ flüſterte John mit großen angſtvollen Kinderaugen.

„Haben Se man keine Angſt!“ tröſtete die Köchin. „Sie können noch Ihre ganze Familie iberleben. Sie allemal!“ Dann öffnete ſie die Bratofentür und ſagte: „Kommen Se man ſehn, junger Herr, wie fein ſe braten.“

Zwölf Täubchen lagen in Reih und Glied in der Bratpfanne, zwölf angenehm duftende, kleine braune Körperchen, die Amalie mit Stolz und Schweiß auf der Naſe vorwies. Johns Miene erheiterte ſich beim Anblick der Tierchen. Er ergriff eine Gabel und prüfte, ob ſie ſchon weich waren. Da es ſich ſo verhielt, riß er der größten ein Beinchen aus, blies ein wenig herauf und benagte es dann mit der Miene eines Menſchen, der hat, was er braucht. Die Köchin hatte die fetten Hände überm Bauch gefaltet und ſah ihm wohlgefällig zu.

„Schmeckt gut?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte er.

„Vielbeliebt und anjenehm zu heren.“

Drittes Kapitel

Auf dem Zarnoskyschen Hof stand ein uralter Birnbaum. Sein Stamm war so stark wie vier feiste Mönche zusammen, und seine mächtige Krone bildete eine Art chinesisches Dach über einem großen Teil des Hofes. Um den Stamm lief ein Tisch und um den Tisch eine Bank; beide wurden viel zum Sitzen benutzt, der Tisch noch mehr als die Bank.

Wieder ging ein Frühlingstag zu Ende. John saß unter dem Birnbaum auf dem Tisch, die Füße auf der Bank, und starrte nachdenklich und versunken in die Abendsonne. Sie schwebte über einem sehr alten rosa Häuschen, das mit dem Giebel an den Hof stieß. Dieser Giebel hatte nur ein einziges Fenster und sonst nichts als seine rosa Farbe. John war froh. Er hatte beschlossen, noch ein drittes Mal in die Heilanstalt für Trinker zu gehen, und dieses dritte und letzte Mal sollte ihn für immer kurieren; denn: er wollte hinterher nie mehr einen Tropfen Alkohol über seine Lippen bringen, das hatte er sich mit den heiligsten Eiden zugeschworen. Und darum hoffte er nun, eines Tages wieder gesund, stark und

ſchön zu ſein, er hoffte, einſt wieder zu den glücklichſten Menſchenkindern der Welt zu gehören. (Mit ſiebenundzwanzig Jahren hofft man noch leicht, hält man das Wunderbarſte für möglich.) Bald nach Oſtern wollte er ſeinen Entſchluß kundtun und zur Ausführung bringen. Peter ſollte ihn in die Anſtalt begleiten.

Der Ziegenbock ſprang vor ſeinem Herrn herum und tanzte auf den Hinterbeinen. Plötzlich öffnete er ſeine kleine ſchwarze Schnauze, zeigte eine dicke roſa Zunge und ſchrie aufgeregt: „Mämämämä“...

„Ich bin deine Mama,“ ſagte John zärtlich, „deine Mama und auch dein Papa.“

Das Giebelfenſter des roſa Häuschens ſprang klirrend auf, und ein brauner Chriſtuskopf lugte heraus. „John,“ rief er, „ſoll ich auf den Hof kommen?“

„Ja, komm!“ ſagte der Trinker.

Der Menſch mit dem Chriſtuskopf war der Bruder von Onkel Johns Frau, achtunddreißig Jahre alt und ſchwachſinnig. Sein verſtorbener Vater war Superintendent geweſen, und darum bildete er, Johannes, ſich ein, zum mindeſten Pfarrer zu ſein. Die Verwandten unterſtützten ſeine Torheit, indem ſie ihn „Pfarrer“ nannten. Sie ſagten Pfarrer, anſtatt Johannes, ſie gebrauchten den Titel wie einen Vornamen. Johannes hatte noch einen Bruder, der weit ſchwachſinniger war als er ſelbſt. Die beiden Brüder lebten ganz allein mit einer mürriſchen Haushälterin in dem alten roſa Häuschen, das ihr Eigentum war. Und ſie lebten dort in ziemlicher Dürftigkeit, trotz guter Vermögensverhältniſſe; denn Onkel John ver-

waltete ihre Zinsen, und zwar mehr zu Nutz und Frommen seines Geflügelhofes, als zu dem seiner einfältigen Schwager.

„Friede sei mit dir!“ sagte Johannes würdevoll, als er John die Hand reichte.

„Und der Stock regiere dich!“ witzelte dieser wie gewöhnlich, trotz der abwehrenden Geste des frommen Idioten.

„Hast nich ein Stummelchen? Hast nich, hast nich?“ fragte Johannes, sich fröstelnd die hageren Hände reibend. Er trug wie John eine dunkle Sportmütze, die sich auf seinem lockigen Christuskopf seltsam genug ausnahm. Um den Hals hatte er ein schwarzes Halstuch geschlungen. Sein blauer Anzug war fleckig und abgetragen, die Jacke zu weit, die Hose zu kurz; denn beides hatte einst Onkel John gehört, der stärker und kleiner war.

„Kein Stummelchen?“ sagte Johannes, traurig den Kopf senkend, als John die Frage verneinte. Und wie er so die Mütze abnahm, um sie mit ergebungsvoller Miene ein wenig abzustäuben, da glich er ganz Christus, und John, der ebenfalls die Mütze abgenommen hatte und voll Mitleid von seinem Platz auf ihn herabsah, konnte wohl Pontius Pilatus vorstellen: Christus vor Pontius Pilatus.

„Stummelchen habe ich keine,“ wiederholte der Trinker, „aber eine Zigarre habe ich heute für dich.“

Johannes rauchte für sein Leben gern. Er ließ einen Zigarrenstummel nicht früher aus dem Munde, als bis er ihm Bart und Lippen versengte. Man machte ihm jedesmal eine große Freude, wenn man

ihm eine ganze Zigarre schenkte; denn für gewöhnlich mußte er sich mit den Stummeln begnügen, die Johns Vater (der einzige Raucher unter den Zarnoskys) für ihn aufhob. Er selbst konnte sich keine Zigarren kaufen, da er kein Taschengeld bekam. Sein und seines Bruders Taschengeld verwaltete die Haushälterin, und zwar mehr zu Nutz und Frommen ihres Sparkassenbuches, als zu dem ihrer schwachsinnigen Pflegebefohlenen. Zuweilen schenkte ihnen die Schwester Zigarren und Delikatessen; aber nur Johannes rauchte, und die Delikatessen aß die Haushälterin auf.

Johannes begann vor Wonne zu stammeln, als John ihm eine schöne lange Zigarre unter die Nase hielt. „Riech mal," sagte der Trinker. Dann lehnte er sich zurück: „Und nun fang sie auf."

Der Schwachsinnige hob die Hände, die Zigarre erwartend. Aber John narrte ihn immer wieder, indem er nur so tat, als ob er werfen wolle. Schließlich forderte er den Idioten auf, Gott zu lästern, oder er bekäme sie nicht. John hatte nämlich herausbekommen, daß man Johannes wohl zu diesem und jenem verleiten konnte, aber nicht dazu, Gott zu lästern. „Ein Pfarrer darf das nicht," entgegnete er dann stets.

Das entgegnete er auch diesmal; doch John ließ es nicht gelten. Er zog eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche und drohte, die Zigarre selbst zu rauchen, wenn Pfarrer es nicht gleich täte. „Liebes gutes Johnche," flehte der Unglückliche, „gib, gib! Darf ich nich. Darf ich nich."

Der Trinker biß die Spitze von der Zigarre ab,

indem er Johannes wie ein Folterknecht angrinste. „Na, wird's bald?" fragte er zwischen den Zähnen.

Die Abendsonne legte einen roten Heiligenschein um den lockigen Christuskopf des Idioten. Er stand da, die Hände um die Mütze gefaltet, die Augen wie ein Verschmachtender auf die Zigarre gerichtet. Seine Lippen bewegten sich; aber es kam kein Ton. Er hatte schon tagelang nichts zu rauchen gehabt, und eine ganze Zigarre hatte er schon seit Wochen nicht sein eigen genannt; er zitterte vor Gier nach dem so lange entbehrten Genuß. Dieser Zigarre gegenüber unterlag er der Versuchung, das fühlte er. „Johnche," flüsterte er mit versagender Stimme, „hab schon was jesacht. Hast bloß nich jehört, hast bloß nich jehört."

„Das ist nichts. Das gilt nicht," grinste der Trinker.

Pfarrer bebte wie Espenlaub, und seine Zähne schlugen leise klirrend zusammen. „Er — er — ist, ist — ein Esel!" stieß er plötzlich ganz kreidebleich hervor, als John schon dabei war, ein Streichholz zu entzünden, und fast schreiend setzte er hinzu: „Aber nur ein ganz kleiner, nur ein ganz kleiner!"

John wollte lachen und konnte nicht. „Das war noch nichts Rechtes," sagte er beinahe verlegen, „aber für diesmal wollen wir es gelten lassen. Hier!"

Johannes pflanzte die Zigarre glückselig in den Mund. John gab ihm Feuer.

Obgleich dieser mit den beiden Schwachsinnigen gern allerhand seltsame und boshafte Experimente vornahm, tat er doch mehr für sie als ihre nächsten

Anverwandten. Wenn sie sich bei ihm über die Haushälterin beklagten, ging er auf der Stelle hin und stellte sie unter den heftigsten Drohungen zur Rede. Die sonst sehr unerschrockene Person hatte einen gewaltigen Respekt vor John, ja, sie zitterte förmlich vor ihm, da sie ihn zu allem fähig hielt. Zweimal in jeder Woche ging er im rosa Häuschen das Essen kosten. War es nicht gut, dann bekam die Haushälterin die Drohung zu hören, daß er sie wegen Veruntreuung und Diebstahl anzeigen werde. Johannes und Markus bewunderten Johns Mut aufs tiefste; er war ihr Held, ihr Ideal. Und da er sie, die ewig Hungrigen, oft satt machte, darum liebten sie ihn wie einen Vater und nahmen seine Neckereien und Quälereien so ruhig und ergeben hin, wie der Türke die Schicksalsschläge.

Die Abendsonne glitt langsam am glasblauen Himmel herab, glutrot und groß. Johannes hatte sich neben John auf den Tisch gesetzt und dampfte wie ein Pascha. Er wäre jetzt der glücklichste Mensch der Welt gewesen, wenn er nicht die Gotteslästerung hinter sich gehabt hätte. „Johnche," fragte er leise, „meinst, er hat jehört? Meinst? Meinst?"

„Was wird er nich jehört haben?!" entgegnete dieser. „Der hört doch alles!"

„Johnche, du lachst . . .?"

„Na, vielleicht hat'r auch nich jehört. Vielleicht schlief'r auch schon. Is doch'n alter Mann."

„Hast recht! Hast recht!" sagte aufatmend der Idiot.

Sie starrten beide nach den roten Abendwolken, die ganz seltsame, phantastische Formen hatten. Sprin-

genden Pferden mit Hörnern und Krallen ähnlich, wandelten sie langsam durchs Himmelsblau.

„Möchtest du da reiten?" fragte John mit einer Kopfbewegung nach oben.

„Jefährlich, jefährlich," meinte Johannes.

„Wenn es aber ins Paradies ginge, Pfarrer?"

In die Augen des Schwachsinnigen kam ein sehnsüchtiger Ausdruck. „Ins Paradies?" wiederholte er verträumt. „Ach ja, Johnche, da möcht' ich jleich hin."

„Ei, wenn es da nichts zu rauchen gibt?"

Johannes kicherte blöde los. „Wird schon, wird schon," meinte er, „da jibt's doch alles umsonst. Zigarren — Bratäpfel — Glacéhandschuhe . . ."

„Weißt du was?" sagte der Trinker, die Frühlingsluft schlürfend. „Ich werde wieder gesund werden. Ich geh nach Ostern in eine Anstalt und komm gesund zurück."

Pfarrer sah ihn ehrfurchtsvoll an. „Ja? Ja?" Und dann ließ er nachdenklich den Kopf hängen, hüllte sich in Rauchwolken und schwieg.

Nachdem er geraume Zeit still vor sich hingebrütet hatte, bat er John verlegen und zaghaft, ihn doch in diese Anstalt mitzunehmen.

„Wieso?" fragte John.

Der Schwachsinnige errötete wie ein junges Mädchen und wollte nicht mit dem Grunde herausrücken. Endlich kam es halb gestammelt, halb geflüstert: Er möchte auch gern gesund werden: klug werden. „Nich mehr Idiot, nich mehr Idiot!" rief er klagend. Darauf senkte er das erblaßte Gesicht wie jemand, der die Wirkung seiner Worte nicht abzuwarten wagt.

Schweigen.

„Das geht nicht," sagte John kurz. „Oder — du müßtest sterben. Die Toten sind alle klug."

„Sterben?" stotterte Johannes erschreckt und enttäuscht. „Neinein! Lieber nich, lieber nich! Noch e bißche warten, noch e bißche warten!"

John lachte kurz auf. Und seine Lippen brannten rot in der sinkenden Sonne. Er legte den Kopf auf eine Seite und begann leise zu pfeifen. Es klang, als ob ein Vogel lockte. Es klang nach Frühlingslust und Lebensgier. Es war ein Lied von der einzigen Wonne — zu leben.

Viertes Kapitel

Die beiden Ausreißer sahen sich an und lachten. Es war nicht leicht gewesen, die Reise zu unternehmen, da sie im geheimen vor sich gehen mußte; denn man hätte John, krank wie er war, nie gestattet, mit Johannes einen Ausflug zu unternehmen. Nun freuten sich beide, daß alles so wohl gelungen, und daß sie nun da waren, wo sie hingewollt. Obgleich die Fahrt nur eine Stunde gedauert hatte, fühlte sich John doch sehr angegriffen, als er mit seinem Gefährten aus dem Zug stieg. Hinter dem ersten Zaun mußte ihm Johannes die große Flasche Kognak reichen, die sie mitgenommen hatten, und nun goß er Kognak wie Wasser in sich hinein. Darauf lachte er wieder über das ganze Gesicht, und Johannes wieherte aus vollem Halse, weil er das für schicklich hielt, wenn sein Ideal fröhlich war. John faßte ihn unter und schritt würdevoll mit ihm weiter. Sie waren ein seltsames, auffallendes Paar. Der Trinker hatte sich in der Eile mit einem alten hellgelben Winterüberzieher bekleidet, der übermäßig kurz war und stark nach Naphthalin roch. Sein dicker Schädel schien die Kopf-

bedeckung sprengen zu wollen. Das kleine, steife, schwarze Hütchen saß da, als müsse es jeden Augenblick herunterhüpfen oder bersten. Pfarrers lange, hagere Figur zierte ein großkarierter alter Reisemantel von Onkel John. Auf dem Kopf trug er die unvermeidliche Sportmütze, da er keinen Hut besaß. Halb Engländer, halb Christus schleppte er eine umfangreiche Reisetasche, die die Kognakflasche und eine Menge Mundvorrat enthielt — für den Amalie im geheimen gesorgt hatte.

Der Apriltag war so warm und golden wie ein Maientag. Es schien nicht Ostern, es schien Pfingsten zu sein; die Natur war so weit, wie sonst nur im Mai. Die Obstbäume blühten schon hier und dort, und die Butterblumen glänzten überall wie kleine Sonnen im Gras. Das junge Birkenlaub glich flachen, goldgrünen Blüten, die ein leise wehender Wind in fortwährendem Zittern erhielt. Das sah nun aus, als hingen zahllose, lautlos schwingende Glöckchen an den Birkenzweigen. John und Johannes schritten durch eine Allee solcher Glöckchenbäume. Niemand begegnete ihnen. Hier und dort blickten bunte Strandvillen über nahe und ferne grüne Hecken. Johannes hatte in seiner Brusttasche ein Paar weiße Glacéhandschuhe, die er für sein Leben gern aufgezogen hätte; aber John erlaubte es ihm nicht. Die beiden schwachsinnigen Brüder schwärmten einträchtig für weiße Glacéhandschuhe — und Bratäpfel, besonders aber für weiße Glacéhandschuhe. Die ihnen jetzt niemand mehr schenken wollte. Als der Vater noch lebte, hatten sie solche Handschuhe zu Dutzenden be-

kommen; aber jetzt — —! Immer wieder mußten ſie alte Paare mit Benzin reinigen, wenn ſie das ſehnſüchtige Verlangen hatten, ſich irgendwo mit weißen Glacéhandſchuhen zu zeigen.

Die Allee endete auf der Düne, von der eine uralte Treppe aus breiten Steinen und mit wackligem Holzgeländer durch eine lange, winklige, baumreiche Schlucht zum Strand hinabführte.

„Steigen wir 'runter?" fragte John.

„Jefährlich, jefährlich," meinte Johannes.

Sie ſtanden Arm in Arm und blickten mit Scheu und Bewunderung über die halbdunkle Schlucht hinweg auf die weite, weite, blaue See.

„Große bunte Käfer, ſchöne bunte Käfer," ſagte Johannes, mit vergnügtem Lachen auf die Oſterausflügler zeigend, die bienenemſig am Ausgang der Schlucht auf der Mole herumkrabbelten.

„Erſt eſſen wir etwas und dann ſteigen wir auch herunter," ſagte John und ſetzte ſich auf die nächſte Bank.

Pfarrer folgte ihm mit verklärter Miene. „Eſſen" war und blieb doch das Schönſte für ihn. Seine langen, hageren Hände ſofort in die Taſche grabend, brachte er Päckchen auf Päckchen zum Vorſchein. Der Trinker griff zuerſt nach der Kognakflaſche und tat aufs neue einen langen, tiefen Zug. Johannes entkapſelte für ſich einen Zitronenſprudel, zu dem er eine Serie harter Eier genoß. John hatte wenig Appetit, da das Mittageſſen noch nicht weit zurücklag. Bei Johannes machte das nichts aus; der konnte ſchon wieder wie ein Dreſcher einpacken. Er ſtieß ein un-

williges Knurren aus, als John „genug!“ ausrief. Was war ihm Schlucht, was war ihm See, wenn neben ihm eine Tasche mit den schönsten Eßwaren stand.

Arm in Arm, langsam und ängstlich wie der Lahme mit dem Blinden, begann das Paar den Abstieg. Auf der halben Treppe mußten sie schon rasten, weil John die Luft ausging. Mit bläulichem Gesicht sank er auf die Stufen nieder, und Johannes mußte ihm wieder die Kognakflasche reichen. „Da haben wir den Salat,“ sagte John, melancholisch ins Grüne spuckend. Der Schwachsinnige nahm ein paar Stufen tiefer Platz und zog sich heimlich einen weißen Handschuh auf. Jeden Augenblick konnten Leute die Treppe herauf- oder herunterkommen, Leute mit neugierigen Augen — ohne weiße Glacéhandschuhe. Pfarrer wollte ein bißchen „feiner Mann“ spielen. Es dauerte auch nicht lange, so kamen zwei junge Mädchen die Treppe heruntergekichert. Helle Kleider, flatterndes Haar. „Scheene Kinder,“ schmunzelte Pfarrer, die weiße Hand wie einen Fächer bewegend. John fuhr fort, ins Grüne zu starren. Was gingen ihn diese Mädchen an?! Ja, wenn Peter gekommen wäre — —! Es tat ihm sehr leid, daß „der Junge“ zu Hause sein mußte. Die Mädchen girrten wie Tauben, als sie an dem seltsamen Paar vorübersprangen. Gleich danach platzten sie los. Ihr Lachen rieselte die Schlucht herauf und herunter, und das Echo gab es verhaltener wieder.

Und die Vögel sangen, und die Wellen riefen, und es duftete das Laub. Es war ein Frühlingstag, wie es nicht viele gibt; die Welt war so schön wie

ein Traum. Selbſt Johannes empfand das. Unwillkürlich nahm er die Mütze ab und ſaß barhäuptig da, als ſei er der Natur dieſe Ehrfurcht ſchuldig.

Nach einer halben Stunde waren ſie unten und ſchritten Arm in Arm bis zum Ende der Mole, wo es ganz menſchenleer war, und nur die Wogen, gleich wilden Pferden, mit lautem Geſchrei und hochflatternden weißen Mähnen dahergeſtürmt kamen. Die Mole war ſchmal und kroch wie eine graue Schlange am Fuß der ſteilen, beinahe ockerfarbenen Dünenwand entlang, von der hier und da der gelbe Sand, leiſe klirrend, herunterrieſelte. Auf der Höhe ſtanden große Bäume, und einer von ihnen neigte ſich weit über die Düne, als müſſe er herunterſchauen oder als ſei er im Begriff herabzuſtürzen. Der Himmel war afrikaniſch blau über dem leuchtenden Gelb der ſteilen Sandwand.

John war, als fahre die Mole unter ihm davon, als ſie ſtehen geblieben waren und auf das Waſſer blickten; ſich auf Johannes ſtützend, ſchloß er erſchreckt die Augen. Nun fuhr er mit; die Mole und die ganze Welt ſchien langſam mit ihnen davonzufahren. John hielt ſich an Johannes, wie der Schiffbrüchige am Maſt, und auf einmal glitt er lautlos zu Boden. Ein Schwindelanfall, der nur langſam vorüberging. „Ich bin ſchläfrig," ſagte er ſchließlich auf Pfarrers angſtvolles Fragen mit ſeiner gewöhnlichen Stimme, und er ſtreckte ſich aus und ließ die Sonne auf ſeinen gelben Wintermantel brennen.

Der Schwachſinnige ſtrich ratlos ſeinen Chriſtusbart, er blickte ſcheu auf das große Waſſer, dem er

nun ganz allein gegenüberſtand; am liebſten wäre er nach Hauſe gelaufen. Nach einer Weile hockte er ſich neben ſeinem bereits ſchnarchenden Freunde nieder, der See den Rücken zudrehend, und ſah unentwegt auf die Reiſetaſche: ihr Anblick war ihm eine Oaſe in der Wüſte. Den Handſchuh hatte er längſt wieder abziehen müſſen. John hatte ihm vor allen Leuten mit einer Backpfeife gedroht, wenn er es nicht auf der Stelle täte. Es war ihm nichts anders übrig geblieben, als zu gehorchen.

Pfarrers Phantaſie ſah auf der Taſche einen Mädchenkopf mit großen, lachenden Augen. Pfarrer hatte ſich wieder einmal verliebt. Das eine der beiden Mädchen, die auf der Treppe an ihm vorübergeſprungen, hatte es ihm angetan. Und nun glaubte er, ſie immer wieder kichern zu hören; es war aber nur der Sand, der ſo klirrend von der Düne rieſelte.

Es rieſelte ... es rieſelte, und die Wogen warfen ſich mit eintönigem Geſchrei gegen die Mole. Pfarrer legte das Geſicht auf die Reiſetaſche, da, wo er ſich den Mädchenkopf dachte, und brummelte ſich in den Schlaf.

Die Wellenpferde kamen laut herangejagt, ſprangen an der Mole hoch und brachen fauchend zuſammen; neue kamen, ſprangen an der Mole hoch und brachen fauchend zuſammen; neue kamen ... und die Sonne ſah ihnen ſtrahlend zu und ſegelte majeſtätiſch ihren Weg.

Es war gegen halb ſechs, als John endlich aufwachte. „Dore! Kaffee! Kaffee!“ brummte er.

„Kaffee! Kaffee!“ echote der Idiot.

John ſah ſich betreten um. „Pfarrer,“ ſtotterte er, ſich die Augen reibend, „was iſt das hier?“

„Oſtſee! Oſtſee! Oſtſee!"

Der Kranke verzog das Geſicht. „Ich ſäße jetzt lieber zu Hauſe," ſagte er mißmutig.

„Ich auch! Ich auch!" ſagte Johannes.

„Da hinauf komm' ich heut' nicht mehr," murmelte John, auf die Düne zeigend.

Johannes verfärbte ſich. „Bleib nich! Bleib nich!" rief er entſetzt. „Graurig hier! Graurig hier im Dunkeln!"

„Ich werde ſchon Mittel und Wege finden, daß wir vor acht auf dem Bahnhof ſind," verſetzte der Trinker mit ſeinem Imperatorenlächeln.

Und der Schwachſinnige vertraute ſeinem Ideal. „Is gut! Is gut!" ſagte er beruhigt.

John verſuchte nun fröhlich zu ſein; aber es wollte ihm nicht recht gelingen, und je näher der Abend kam, deſto ſtiller wurden ſie alle beide. Johannes begann wieder zu eſſen; doch diesmal ohne Genuß: die große Nähe des weiten, lärmenden Waſſers bedrückte zu ſehr ſein Gemüt. Und John bedrückten Todesgedanken. Er kam ſich vor wie ein Sterbender, der ſich noch einmal in die Sonne geſetzt, der das Meer und die Sonne noch einmal ſehen wollte, um von ihnen Abſchied zu nehmen. Das Gebrüll der Wogen hatte ſeine Fröhlichkeit verloren. Sie klagten jetzt immer lauter und lauter und hohler: eine tragiſche Muſik. John lehnte ſich ſchwer an die kalte Dünenwand mit dem rieſelnden Sande. Er hatte einen Ton im Ohr, der aus der Ferne zu kommen ſchien, aus einer Ferne, die nicht auf Erden war. Der Tod ſchlug mit der Sichel an. „Ich komme bald!" klang's aus der Ferne.

„Ich verreiſe nächſtens," ſagte John plötzlich.

„Weiß! Weiß!" murmelte Johannes.

„Nicht in die Anſtalt," ſagte der Trinker.

Der Schwachſinnige wieherte geheimnisvoll, ſo, als wiſſe er über alles Beſcheid.

„Weißt du, zu wem?" fragte John.

„Zu wem? Zu wem?" ſtotterte Johannes.

„Zum Tode — Pfarrer."

Der Idiot lachte verblüfft und ängſtlich. „Ach ja —?!" ſagte er mit ungläubiger Miene. Und dann halb ſcherzhaft, halb wißbegierig: „Hat er einen Garten? Einen Garten?"

„Einen großen," erwiderte John, „mit einer hohen, blutroten Mauer herum."

„Äpfel? Äpfel im Garten?"

„Nee! Mohnblumen, nichts als Mohnblumen."

„Was tuſt mit Mohnblumen?!" ſagte Johannes in wegwerfendem Tone.

„Du riechſt ſie," murmelte John, „und dann vergißt du das Leben: alles, was dich geplagt hat."

„Will nich verjeſſen! Will nich!" brummte Johannes trotzig.

„Aber eine Zigarre würdeſt du wollen, was?"

„Ja," ſagte der Schwachſinnige, treuherzig wie ein Kind.

Er bekam eine und ſog wie ein Raſender an dem dicken, etwas feucht gewordenen Stengel, ohne ihn in ordentliches Glimmen zu bekommen. John lachte über Pfarrers verzweifelte Anſtrengungen, aber ſeine Augen ſahen nach Tränen aus; denn ſeine Schmerzen meldeten ſich, und es begann ihn auch zu

frieren, da die Sonne hinter großen Wolken verschwunden war. Die Wolken waren, kaum bemerkt, herangezogen und standen nun wie Elefanten am Himmel, See und Land beschattend und die Mole mit den beiden traurigen Träumern.

„Warum ließen sie mich zum Säufer werden?“ stieß John nach langem Schweigen zwischen den Zähnen hervor.

Der Schwachsinnige wieherte kläglich.

„Warum ließen sie es zu?“ wiederholte John fast schreiend in herzzerreißendem Tone.

„Iß! Iß!“ stammelte Johannes in ratloser Bestürzung.

Die Elefanten schickten einen kurzen, klingenden Hagelgruß herunter, auf den ein harter, rascher Regen folgte. Die Tropfen tanzten zischend über die Frühlingssee und klapperten rhythmisch auf der Mole. Dann wurde es wieder still. Die Sonne schob ihr gelbes Kinn um die Ecke einer Wolke, und ein Regenbogen flammte groß und strahlend am dunkeln Himmel auf. Das war das Finale des kurzen Konzertes.

Auf John und Johannes wirkte der Regenbogen wie Regimentsmusik. Sie reckten sich die Hälse nach ihm aus und machten frohe Augen und schüttelten lachend den Regen ab, dem sie ganz regungslos standgehalten. „Es ist Zeit, daß wir aufbrechen,“ sagte John nach einem tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche, und nun mußte Johannes die Tasche nehmen, und dann ging es zu seinem Erstaunen von der Mole herunter, immer weiter in die Fremde hinein. Es war nicht leicht, durch den nassen Sand zu wandern,

über dieſen ſchmalen Strand, den von der Düne geſtürzte Bäume und große Steinblöcke verſperrten. Johannes wurde immer kleinlauter; John lachte, obgleich ihm die Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden. Doch der Schwachſinnige vertraute auch jetzt ſeinem Ideal. Er fragte nicht einmal: Wohin gehen wir eigentlich? Gehen wir hier zur Bahn? Er trabte ſchweigend mit, die tote Zigarre im Munde.

So ging's bis zur nächſten Ecke der Dünenwand, hinter der zu Pfarrers Freude die Bodenerhebung ſich ſenkte. Man hatte die Düne auf dieſer Stelle bis zu einer ſanft anſteigenden ſchiefen Ebene erniedrigt, eine Ebene, die die Fiſcherkinder dazu benutzten, um darauf in Purzelbäumen zur See herunterzuſchnellen.

Drei Jungen waren eben dabei, auf dieſe Art den Abſtieg zu machen, als John und Johannes, fremdartig wie die Weiſen aus dem Morgenlande, auf der Bildfläche erſchienen. „Ziert euch nicht!" rief der Trinker. „Immer runter was die Büxen halten!"

Sechs braune Beine ſchnellten hurtig durch die Luft, und bald ſtanden drei ſommerſproſſige, weißblonde Bengels in blauen Hoſen auf dem Strande. „Jungens, habt ihr nicht einen Handwagen?" fragte John leutſelig.

Es kam heraus, daß die Eltern von Tiburzigs Franz einen hatten, einen ganz neuen, auf dem ein Menſch bequem ſitzen konnte. Tiburzigs Franz verſprach, ihn zu holen, und für fünfzig Pfennige wollten die Jungen das Paar in die Höhe fahren.

Johannes zog es vor, zu Fuß zu gehen, und

nur John ſtieg in die Kutſche, ſtolz und gelaſſen wie ein Triumphator. Ein Dutzend ſchmutziger Fiſcherkinder ſchrien hopſend „huhraaah“, als die Fahrt losging. John lächelte huldvoll nach allen Seiten, und manchmal ſah er nach der Regenbogenbrücke auf, und manchmal ſah er nach dem Meer zurück. Die Wogen ſchwankten bacchantiſch ihren Weg; ſie ſchwankten, hoch und voll, ſchwarzgrün und gläſern, mit weißem Schaum und roten Flecken unter dem breiten Lächeln der ſinkenden Sonne dem ſtillen Strand entgegen.

Und das Grün der Gärten ſchimmerte wie Smaragd nach dem Oſterregen, und der Flieder duftete ſchon vor dem Blühen. Es war ein Frühlingsabend, wie es nicht viele gibt; die Welt war ſo ſchön wie ein Traum.

Fünftes Kapitel

Peter war verſchwunden. Am zweiten Oſterfeiertag, als John und Johannes an der See waren. Das war ein Herzeleid für John. Er ſchickte immer wieder Leute auf die Suche nach ihm aus, er annoncierte ſeinen Verluſt immer wieder in den Zeitungen; es nützte alles nichts: Peter blieb verſchwunden. Und die Frühlingstage kamen und gingen, und John dachte nicht mehr daran, in die Anſtalt zu gehen; er dachte nur an ſeinen verlorenen Liebling. Er betrauerte ihn wie einen Sohn, er fand nicht Ruh bei Tag und Nacht, wenn er ſich das Tier in ſchlechten Händen vorſtellte. Seine Liebe zu Peter wuchs ins Grenzenloſe, ins Abnorme. Und er trank vom Morgen bis zum Abend, um ſeinen Kummer zu betäuben.

Doch eines Morgens erwachte er mit heiterer Miene. Sein Geſicht war ganz naß von Tränen; aber ſeine Augen ſtrahlten. Noch vor dem Aufſtehen ſchickte er nach Johannes, weil er ihm etwas ſehr Schönes und Merkwürdiges mitzuteilen habe.

Der Schwachſinnige trat mit weißen Glacéhandſchuhen an und war ſo neugierig wie hungrig.

Doch beim Anblick von Johns Frühstück verließ ihn die Neugier und nur der Hunger blieb; er vermochte kein Auge von dem besetzten Tablett zu lassen. John sah ein, daß Johannes nicht imstande sein würde „das Wunderbare" zu würdigen, ehe er nicht gefrühstückt hatte. Rasch auf das Tablett zeigend, hieß er ihn essen, so schnell er konnte.

Der Schwachsinnige griff zu, als habe er schon tagelang fasten müssen. John heftete die verschwimmenden Augen auf die verräucherte Decke und wartete, die wachsgelben Hände wie zu einem Dankgebet auf der Decke gefaltet, bis Johannes mit dem Frühstück fertig war. Dann hub er an:

„Mir träumte, daß wir beide auf den Kirchhof gingen. (Johannes nickte beifällig. Auf den Kirchhof ging er gern. Ohne daß John es merkte, hob er mit angefeuchteten Fingerspitzen Krümel auf, um sie heimlich in den Mund zu stecken.) Ein herrlicher Traum!" flüsterte der Trinker. „Der ganze Kirchhof war bunt von Blumen — und wir suchten Peters Grab. Er sollte dort begraben sein. Und als wir zu dem Winkel kamen, wo jetzt die vielen Vergißmeinnicht blühen, da stand er plötzlich vor uns. Viel größer als früher und so schön, so schön! Sein Fell strahlte wie schwarzes Metall, und seine Augen waren wie kleine blaue Monde, und am Halse trug er eine große Passionsblume. Wir hatten Angst, ihn anzufassen; aber da kam er auch schon auf mich zu und auf einmal — auf einmal sagte er: ‚Vater!'"

Johannes wieherte ganz verdutzt. „Wirklich wahr? Wirklich wahr?" fragte er ungläubig.

„Er ſagte Vater — ich höre es noch. Und dann ſagte er, es gehe ihm gut; er ſei nun tot und habe alle Quälereien hinter ſich. Und ich ſoll mich nicht mehr um ihn grämen."

Johannes blickte John ratlos an. Verlegen ſeinen Chriſtusbart ſtreichend, bemühte er ſich ſchweigend mit der Zunge nach einem Krümel in einem hohlen Zahn: er ſah recht einfältig dabei aus. „Jehn wir heut ſpazieren?" fragte er demütig.

„Ja," ſagte John, die Augen wieder nach oben richtend, „wir gehen heute auf den Kirchhof. Nach dem Vergißmeinnichtwinkel. Vielleicht erſcheint er uns dann noch einmal — noch einmal..." Es ſprach eine ſolche Sehnſucht aus dieſen beiden Worten, daß ſelbſt Johannes ergriffen war. —

Aber der Winkel blieb leer. Kein Peter kam, ſo ſehr ihn John auch rief. Da ließ er ſich auf eine Bank fallen und weinte wie ein Kind. Und es war ein ſo lieblicher Maiennachmittag. Auferſtehung, Auferſtehung glänzten Blätter und Blumen, und die Vögel, die über den Kirchhof flogen und auf den Bäumen ſaßen, erzählten zwitſchernd und ſingend von der Süße des Lebens.

Nicht weit von dem traurigen Paar ſaß ein kleiner, buckliger Mann. Er ſaß auf einem Holzgeſtell vor einem Kreuz, deſſen Inſchrift er friſch bronzierte. Er pfiff langſam und ſelbſtgefällig ein Kirchenlied, wobei er ſeinen runden ſchwarzen Kopf wie eine Kugel zwiſchen den hohen Schultern hin- und herrollte.

„Hör' ſchon auf!" brüllte John, als das fromme Lied kein Ende nahm.

„Na nu', Gott geb! Man wird doch wohl noch pfeifen dürfen!" brummte der Bucklige, und dann brummte er noch einiges, was unverständlich blieb, und dann versank er in tückisches Schweigen. Doch von Zeit zu Zeit spie er heftig auf die Erde, wodurch er John seine Verachtung ausdrücken wollte.

Das reizte den Trinker und zog ihn von seinem Kummer ab. Er begann, dem Buckligen Prügel anzubieten, wie er es in früheren Jahren so rasch zu tun pflegte. Er prahlte mit Kräften, die er schon lange verloren. Er stärkte sich mit Kognak und wischte sich ärgerlich die Tränen vom Gesicht.

Warum heulte er denn noch immer? Peter ging es doch gut, und er hatte ihn doch selbst gebeten, sich nicht länger um ihn zu grämen. Es war allerdings entsetzlich schwer, das Tier zu entbehren — (große Tränen kamen aufs neue) — aber die Hauptsache war doch, daß es ihm gut ging. Und es ging ihm gut. Peter hatte es ja selbst gesagt.

Nun standen sie auf, um nach Hause zu gehen. Peter konnte wohl doch nicht erscheinen. Als sie an dem Buckligen vorüberkamen, gab John dem Holzgestell, auf dem er saß, einen heimlichen Stoß, und der kleine Mann kollerte zeternd herunter. Das erheiterte John und stimmte ihn versöhnlich. „Wie kam das nur?" fragte er, sich unschuldig stellend. Und dann setzte er sein Imperatorenlächeln auf und sagte mit herablassender Herzlichkeit: „Nu lassen Se sich mal ordentlich abstäuben." Nachdem er es mit aller Sorgfalt getan hatte, verließ er mit Johannes den Kirchhof.

Am alten, grauen, zweistöckigen Offizierkasino blieben sie stehen und lauschten. Innen erklang eine elegische Musik. Im zweiten Stock standen einige Fenster offen, und aus dem einen ergoß sich plötzlich der feuerrote Vorhang wie ein breiter Blutstrom.

„Sieh," flüsterte John, „eben dacht ich, wie rot Peters Blut wohl gewesen sein mag. Da kam der Vorhang heraus."

Johannes wollte weitergehen, aber John stand und starrte wie gebannt auf den roten Strom. „Mir ist ganz sonderbar," sagte er, „mir ist, als gehöre ich gar nicht mehr zu euch, als bin ich schon von einer andern Welt ... Weißt du, Pfarrer, ich seh' und höre nicht mehr wie früher; ich seh' und höre andre Dinge als ihr. Und was ich weiß, das wißt ihr nicht, und ich vermag es euch auch nicht zu sagen."

„So? So?" stotterte der Schwachsinnige.

Und John fuhr fort, nach oben zu starren, grelles Sonnenlicht auf dem fahlen Gesicht. Aber da wurde der Vorhang hereingezogen, und die Musik verstummte. „Geh'n wir!" sagte er nun in alltäglichem Tone.

Die Straße war breit und alt und auf der einen Seite mit großen Kastanienbäumen besetzt. An einem Gartenzaun hüpfte ein junger Spatz herum, der noch nicht fliegen konnte und jämmerlich piepste. „Hände weg!" herrschte John die beiden Jungen an, die um den Vogel herumsprangen, und er bückte sich und fing ihn ein. „Den zieh ich auf, bis er fliegen kann," sagte er, voller Freude über die unerwartete Aufgabe.

Frau Kalnis stellte er den Spatz als Peters Brüderchen vor. Doch dann entdeckte er, daß das

Brüderchen ein Schweſterchen war. Er gab ihm einen Kuß und taufte es Mimi. Mimi ſollte gleich zu eſſen haben. John wußte, wie man junge Vögel fütterte. Aber er fühlte ſich ſo ſchwach nach dem Spaziergang, daß er ſich hinlegen mußte. Dore fütterte Mimi unter großem Wortſchwall mit angefeuchteten Kuchenkrümeln. John meinte, wenn Dore einmal ſtürbe, würde es wohl notwendig ſein, ihr Mundwerk noch extra mit einem Waſchholz totzuſchlagen, wenn man es ſtill kriegen wollte. Dann lag er ganz apathiſch da, den Vogel auf der Hand, ſchwermütig an Peter denkend.

Mimi ſenkte den Kopf ins Federmäntelchen und ſchlief ein. Ihr Figürchen hockte wie ein kleiner grauer Pompon auf Johns Hand. Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo wurde ſie wieder munter und begann, ſich mit dem kleinen Schnabel die kleine Bruſt zu kratzen. „Flöhchen hat du auch?“ ſagte John entzückt, an Peter denkend. Er wollte ihr beim Kratzen helfen, doch Mimi mochte es nicht; John war ein Herr und ſie ein Fräulein.

Gegen Abend zeigte Mimi durch eifriges Schnabelaufſperren an, daß ſie ſchon wieder Hunger habe. Der Trinker erhob ſich willfährig wie ein junger Vater, der ein hungriges Baby zu füttern hat. „Kuchen mit Milch tut's nicht allein,“ dachte er, „ein bißchen friſcher Braten iſt ihr notwendiger.“ Eifrig machte er ſich ans Fliegenfangen, und es gelang ihm auch, ein halbes Dutzend Fliegen zu erwiſchen. Mimi aß ſie alle auf, indem ſie nach Johns Dafürhalten vor Vergnügen ſchmatzte.

Und nun galt es, ihr ein hübſches weiches Neſt zu machen. Es ſollte ein Neſt ſein, das dem Spätzlein die Illuſion zu geben vermochte, es ſchliefe unter einem ſchönen Blätterdach. John formte zuerſt das Neſt aus einem weichen, grünen Tuch, in einem friedlichen Winkel ſeines Zimmers, und dann umzingelte er Dores Fächerpalme mit der Schere, um das Blätterdach zu ergattern. Die Fächerpalme war Dores eleganteſtes Möbelſtück, ſie liebte und pflegte ſie wie ein Kind; niemand durfte ſie berühren. Deſſenungeachtet gelang es John, ihr ein herrliches Blatt abzuknipſen, das er dann gleich einem Schirm über Mimis Ruheſtätte befeſtigte. Dore raſte, als ſie die Tat entdeckte, Dore ärgerte ſich die halbe Nacht darüber. Aber Mimi ſchlief gut unter ihrem grünen Thronhimmel.

Auch John ſchlief gut in dieſer Nacht. Er träumte nicht wie gewöhnlich, daß ihm der Tod in der Ferne eine traurige und eintönige Muſik vorſpiele, oder daß ihn dunkle Männer ſchon hinaustragen wollten; er träumte von Mimi, von Fliegenbraten und Vergißmeinnicht. Doch einmal träumte er auch, daß Mimi in einem Winkel totgetreten läge. Da fuhr er auf — und freute ſich, erwachend, daß es nur Trug geweſen.

Als Dore früh am Morgen ihre Tür öffnete, ſah ſie John im Hemd auf der Diele liegen und den Vogel füttern. „Sie hatte ſchon Hunger," flüſterte er, ſeinen Spatz mit zärtlichen Blicken betrachtend.

„Sie werden ſich aber erkälten," wandte Dore ein.

„Was tut's," murmelte er, ganz hingeriſſen von der Lieblichkeit des kleinen Vogels.

Mimi begann, auf der Diele herumzuhüpfen und

zierliche Flugverſuche zu unternehmen. John ſtieg wieder ins Bett und ſah ihr herzinnig zu. Sie hüpfte herum, ſie flatterte ein bißchen, und manchmal ſtieß ſie niedliche Tönchen aus. „Hörten Sie, Frau Kalnis?“ fragte John jedesmal entzückt, wenn Mimi einen kleinen Zwitſcher tat.

Draußen muſizierten die Vögel auf dem Birnbaum, was ſie konnten, jeder auf ſeine Art. Mimi übte ſich im Fliegen und ließ, antwortend, ihr feines Stimmchen ertönen. Dore ging geſchäftig hin und her, ihr Zimmer reinmachend. John ſchloß die Augen, um beſſer lauſchen zu können, und ſchlummerte dabei gegen ſeinen Willen ein. Als er ſie wieder öffnete, war alles ſtill im Zimmer; von Mimi nichts zu hören, nichts zu ſehen. „Frau Kalnis,“ rief er ängſtlich, „ſeh'n Sie doch mal nach, wo der Vogel iſt! Ich war eingeſchlafen.“

Dore erſchrak, denn ſie hatte den Vogel über ihrer Arbeit ganz vergeſſen. Als ſie ſuchend umherblickte, ſah ſie ihn ſtill und ſteif auf ihrer Schwelle liegen. „Herrgott, den werd' ich wohl betreten haben!“ rief ſie beſtürzt.

„Aber doch nicht ſehr?“ ſchrie John, an ſeinen Traum denkend.

„Er iſt tot,“ flüſterte Dore, aufrichtig betrübt.

John ſprang aus dem Bett und packte ſie erregt an den Schultern. Dore wollte den Spatz, erſchreckt, durchs Fenſter werfen, aber John riß ihn an ſich und ging mit ihm ins Bett. Dort hielt er Mimi, ſo ſtill er konnte, auf ſeiner zittrigen Trinkerhand, und ſeine Tränen fielen dicht und warm neben den ſterbenden Vogel. Mimis kleiner Schnabel ſtand weit

offen, und aus dem Halſe quoll Blut. Das eine Auge hing wie ein kleiner, bläulicher Globus ganz und gar aus dem Kopf heraus. Das Körperchen zuckte noch ein paarmal, und dann ſtreckte es ſich langſam aus: Mimi war tot. Draußen zwitſcherten die Vögel, was ſie konnten; aber kein feines, dünnes Stimmchen gab mehr Antwort im Zimmer.

John begrub ſeinen Vogel eigenhändig in einem ſchönen Käſtchen unter dem Birnbaum. Er tat es ſelbſt, damit es ſo gut wie möglich geſchah. Und ihm war, als begrabe er in dem Käſtchen ſeine allerletzte Freude auf Erden, als ſei nun alles, auch alles für ihn zu Ende. Die Sonne ſchien ſo ſchön, und der Birnbaum regnete weiße Blüten — alles für andere, für ihn nichts mehr; keine Schönheit und keine Freude: ſeine Zeit war abgelaufen. Mit hängendem Kopf humpelte er in ſeine Wohnung und legte ſich ſchweigend ins Bett.

Dore kam leiſe mit der Bibel zu ihm herein. Ohne zu fragen, begann ſie mit gedämpfter Stimme ſein Lieblingskapitel: das Hohe Lied. John ſchwieg, das Geſicht nach der Wand gedreht. Aber als Dore den Vers geleſen hatte:

Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen, zu ſchauen die Sträuchlein am Bach, zu ſchauen, ob der Weinſtock grünete, ob die Granatäpfel blüheten ... da ſagte er: „Wie ſchön iſt das nur! Das lies mir vor, wenn ich ſterbe."

„Sie werden ja nich ſterben."

„Dumme Trine."

„Aber Herr Johnche ..."

„Schweig!"

Sechſtes Kapitel

Heute war Onkel Johns Geburtstag, und darum hatte er ſeine Sportmütze mit einer kurzen Pfauenfeder geſchmückt. Die Mütze auf einem Ohr, ging er mit ſtrahlender Miene in ſeinen großen Blumengarten, hinter dem Hauſe. Neben ihm trippelte ein Tier, das weder ein Hund noch eine Katze war, ſondern ein gewaltiger, goldroter Hahn, den Onkel John „Kakao" nannte, weil der Hahn dieſes Wort ſo ſchön ſagen konnte. Heute hingen tonnengroße Lampions an den Akazien und Fliederbäumen des Gartens, und die Wege waren friſch mit Kies beſtreut. In dem kleinen, künſtlichen Teich, den ein Kranz von großen roſa Muſcheln umſchloß, ſchwammen ganz wunderliche, dunkle Fiſche herum, die ſich Onkel John für ſchweres Geld ſelbſt zum Geburtstag geſchenkt hatte. Und ihre großen, hervortretenden Augen beglückten ihn. Er hob Kakao in die Höhe, damit er ſie auch bewundern konnte. Aber Kakao intereſſierte ſich nur für ſein Spiegelbild, mit geſträubten Federn darauf losſtrebend. „Dummer Junge," ſagte der Onkel, ihn mit einem zärtlichen Klaps zur Erde ſetzend. Die beiden Johns, der ältere wie der

junge, hatten nebſt andern Eigentümlichkeiten auch die gemeinſam, daß ſie den Tieren freundlicher geſinnt waren als den Menſchen, daß ſie die Tiere liebten, wie die Bibel befiehlt, den Nächſten zu lieben, und daß ſie die Menſchen gern wie Tiere behandelten.

Hinter dem Blumengarten lag der Obſt- und Nußgarten, in dem dumpf und emſig ein Bienenvolk brauſte. Manchmal kam von dort ein Bienchen zu Onkel John geflogen und kroch zutraulich auf ihm herum. Die Bienen taten ihm nichts; ſie kannten ihn. Gleich einem glücklichen König ſtolzierte er in ſeiner Blumenwildnis herum. Die Moosroſen, ſeine Lieblinge, hatten Knoſpen getrieben, die Aſphodelos, die goldnen, grüßten ihn mit ihren ſchönen Häuptern, wohin er ſeine Blicke auch wandte. Es war ein Blühen überall, umflattert von bunten Schmetterlingen. Onkel John liebte ſeinen Garten wie eine ſchöne Frau. Seine Gattin war ihm nie, was ihm ſein Garten im Frühling war.

„Willkommen, mein Prinz!“ rief er heiter, als ſein Lieblingsneffe dahergeſtolpert kam.

John torkelte ihm gerührt in die Arme und küßte ihn, gratulierend, auf den fuchsgelben Schnurrbart. Dann ging er gleich zu den wunderlichen Fiſchen, die ziemlich matt in ihrem hellen Waſſer ſtanden.

„Rat' mal, was ſie gekoſtet haben!“ ſagte der Onkel und blies die Backen auf.

Der Neffe meinte: „Hundert Mark.“

„Was, hundert Mark?“ Der Onkel rollte die

grellblauen Augen. „Sag dreihundert und du haſt es getroffen."

Hundertfünfzig alſo, dachte John, aber er ſprach es nicht aus. Nun ſeinerſeits die Augen rollend, flüſterte er: „Dreihundert? Donnerwetter noch mal!"

Das gefiel dem Onkel, das ſchmeichelte ſeinem Protzentum. Er zog das Portemonnaie aus der Taſche und ſchenkte dem Neffen wie einem Bedienten zehn Mark, damit er den Tag auf ſeine Art feiern könne. John kicherte und bedankte ſich. Für die zehn Mark wollte er zwei Flaſchen Kognak kaufen: zwei Flaſchen Lethe gegen ſeinen Kummer — und ſeine Schmerzen. Von denen er niemals ſprach, über die er niemals klagte: er trug ſein ſelbſtverſchuldetes Leiden mit ſtolzem Schweigen; kein Menſch, außer dem Arzt, ahnte, wie groß die Qualen waren, die ihm ſein zerrütteter Körper bereitete. Der Onkel holte ihm einen Stuhl an den Teich, weil er ſah, mit welcher Mühe er ſich aufrecht erhielt. Kakao ſtand gelangweilt umher. „Er ſehnt ſich nach ſeinen Damen," ſagte ſchmunzelnd der alte John. Nach einer Weile zog er mit dem Hahn ab, weil er „dem Tier ſein Vergnügen gönnte", wie er ſich ausdrückte.

John ſtand ſchwerfällig auf und nahm eins der ſchönſten Lampions herunter, eine feuerrote Tonne, auf der Kraniche nach dem Mond ſchwebten. Er verſteckte es hinter einem Baum im Gras, um es ſpäter mitzunehmen, wenn es ſich unbemerkt machen ließ.

Wie ſtrahlend herrlich war der Garten! Welche Fülle von Blumen und Schmetterlingen! John ſah

ſich ſeufzend um und ſank dann wieder auf den Stuhl zurück, die Arme auf die Lehne drückend und den Kopf melancholiſch darüberhängend. In ſeinen Ohren tönte der Vers aus dem Hohen Lied, den er ſo ſehr liebte:

Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen,
zu ſchauen die Sträuchlein am Bach,
zu ſchauen, ob der Weinſtock grünete,
ob die Granatäpfel blüheten ...

Voll Neid dachte er an die, die ſich am Nachmittag im Garten vergnügen würden. Das waren ſeine Eltern, ſeine Brüder, alle übrigen Verwandten und noch viele, viele Leute, — nur er nicht, nur er nicht. Sein Kopf ſank noch mehr gegen den Waſſerſpiegel, und eine Träne rann über ſein gelbes Geſicht zu den wunderlichen Fiſchen herab.

Herrlich würde es ſein im Garten — gegen Abend, wenn der Mond erſt ſchien und all die bunten Lampions leuchteten. Lachende Leute würden am Teich ſitzen und roten und gelben Wein trinken, Leute, die weder Kummer noch Schmerzen hatten und vor ſich ein ſchönes, langes Leben ſahen. Das Mondlicht würde auf ihren fröhlichen, roten Geſichtern glänzen und auf den Weingläſern in ihren Händen. Sie würden anſtoßen und ſcherzen und lachen und ſingen ...

Und er? Und er? Er lag dann im Bett und lauſchte voll Grauen auf die eintönige Muſik in ſeinen Ohren, dieſe Muſik, die immer ſchauerlicher, immer todestrauriger wurde. Dann die Schmerzen — und die Träume, die ſchrecklichen Träume ...

Und das alles, das alles durch eigne Schuld, durch eigne Schuld; er durfte sich nicht beklagen, er durfte niemand dafür verantwortlich machen.

Onkel John war unbemerkt zurückgekommen und stand nun laut lachend da. „Was, wir blasen Trübsal? Heut', an meinem Geburtstag? Noch schöner!"

John machte seine Miene steif und seine Stimme hart. „Fällt mir nicht ein," brummte er. „Ich seh mir bloß die Biester aus nächster Nähe an." Und dann lehnte er sich zurück und erzählte dem Onkel, daß Frau Kalnis mitunter in seinen Nußgarten gehe, um dort heimlich junge Sträuchlein auszureißen, die sie dann verkaufe.

Ein verblüffender Junge, dachte der Onkel entzückt, den Neffen mit Hochachtung betrachtend. „Diese Person!" schmetterte er los, sich das Lachen verbeißend. „Na warte! Die kauf ich mir!"

Johns Gesicht war plötzlich noch fahler geworden. „Hörst du das auch?" flüsterte er, in halb entsetztem, halb seligem Lauschen.

„Ich höre nichts," sagte der Onkel; aber seine Miene widersprach seinen Worten, und seine verlogenen Augen suchten den Boden.

„Da wieder!" schrie John.

„Da wieder! Von dort! Jetzt noch lauter!"

„Laut, lauter, am lautesten!" rief der Onkel, schallend in die Hände klatschend. „Was ist dir, mein Sohn?" fragte er neckisch. „Hast du Halluzinationen? Bist du meschugge geworden? Aber setz dich doch bloß. Ich lasse Wein bringen. Warte!"

Aber John riß sich los und stürzte fort. Er

eilte, so rasch er konnte, nach dem Hintergarten. Der Onkel folgte ihm mit steinerner Miene. Mochte kommen, was wollte, er war zu jeder Lüge bereit.

Mit einer Kraft, die ihm niemand mehr zugetraut hätte, riß John die verhakte Tür nach dem Hintergarten auf. Seine Augen fuhren wie Blitze durch den ganzen Garten und blieben rechts an einem Häuschen hängen. Das Häuschen hatte er noch nie gesehen.

„Hab mir da einen Stall bauen lassen. Für meine Ziegen," sagte nachlässig der Onkel.

„Seit wann hast du Ziegen?" stammelte John, bis zum Wahnsinn enttäuscht.

„Seit Monaten schon."

„Warum sagtest du denn, du hörtest nichts? Warum sagtest du denn das? Du?"

„Was ist das für ein Ton? Was — was erlaubst du dir?" schnaubte der Onkel, eine neue Maske auf dem falschen Gesicht.

„Mämämämä . . ." tönte es aus dem Stall.

„Das ist Peter!" schrie John, nach dem Stall stürzend. Der Stall war verschlossen; aber sein leichtes Türchen gab unter einem wilden Fußtritt nach — und wie ein Rasender stürzte ein schwarzundweißer Ziegenbock heraus und auf seinen richtigen Herrn zu.

„Mein Junge!" stammelte John, ihn ganz außer sich an sich drückend.

Der Onkel stand mit angestrengter Heiterkeit daneben. „Na, ist mir die Überraschung gelungen?" fragte er frech.

John sah ihn mit rollenden Augen an. Er trat, die Faust hebend, auf ihn zu — doch da verließen ihn seine Kräfte, und er mußte sich am Zaun halten.

Peter versuchte, seinem Herrn die Glatze zu lecken, und eine schöne weiße Ziege, seine junge Frau, stand neugierig neben ihm. Der Gärtner kam herbeigeeilt und fragte, was geschehen sei. „Ach nichts," sagte Herr Zarnosky ganz ruhig, „mein Neffe behauptet, daß es sein Bock sei."

„Das kann ja stimmen," erwiderte der Gärtner, „wechjelaufen is er doch von irjendwo."

„Ich muß einen Bock anschaffen. Zerline hat sich an den Gefährten gewöhnt," sagte Herr Zarnosky mit Gemüt.

John stieß die Hände des Onkels zurück, als dieser ihm ein Glas Wein hinhielt. Aber als er ihm das Lampion brachte, dessen Verschwinden dem alten Fuchs nicht entgangen war, da lächelte er wie ein Kind und nahm es hastig an sich. Der Onkel schickte ihn in seinem Wagen nach Hause, und der Gärtner ging mit Peter hinterher.

Frau Kalnis mußte das Lampion an die verräucherte Decke hängen, und abends, als John im Bett lag, mußte sie es erleuchten. Der Trinker war im siebenten Himmel mit seinem Peter, seinem eigenartigen Beleuchtungskörper und den geschenkten zehn Mark, für die er „herrlichen" Kognak kaufen wollte. Beneiden tat er jetzt niemand, weder die Gäste im Garten des Onkels, noch sonst wen. Er hielt die weiche Nase seines Peters, der auf dem Bettvorleger

lag, in der Hand, und die Augen hielt er entzückt auf die glühende Papiertonne gerichtet: auf die Kraniche, die nach dem Mond ſchwebten, während er auf das lauſchte, was Dore ihm vorlas. Sie las ein Märchen von Anderſen: Die Schneekönigin.

Das Märchen ſchließt mit den Worten:

Roſen, die blühen und verwehen,
wir werden das Chriſtkind ſehen.

Siebentes Kapitel

John hatte seinen herrlichen Kognak bis auf den letzten Tropfen genossen, und nun wollte er alles tun, um wieder gesund zu werden. Daß Peter wieder bei ihm war, flößte ihm neuen Lebensmut ein. Mit ihm zusammen sollte es nun auch wirklich in die Heilanstalt gehen.

Die Mutter begann zu weinen, als er ihr eines Morgens, stotternd und stammelnd, von seiner Absicht sprach. „Siehst du, siehst du," sagte sie, „jetzt kommst du endlich zur Vernunft. Wie du dich gründlich ruiniert hast."

„Meinst du, ich kann nicht mehr gesund werden?" fragte John mit schwankender Stimme.

„Was wirst du nicht wieder gesund werden können?!" versetzte sie etwas gewaltsam. „Wir müssen mit dem Doktor reden. Ich werde mit dem Doktor reden, was der zu deinem Plan meint."

„Was warst du für ein gesundes Kind!" fuhr sie in vorwurfsvollem Tone fort. „Wie haben sie mich um dich beneidet! Du wogst neun Pfund, als du geboren warst."

Diese Tatsache war John nicht neu, denn die Mutter erzählte sie mit Vorliebe. Doch selbst heute

verſäumte er nicht zu fragen, was er danach immer fragte: „Hatte ich auch ſchon Haare auf dem Kopf, als ich geboren war?“

Frau Zarnosky dachte ſiebenundzwanzig Jahre zurück, und ein naives Lächeln trat langſam auf ihr verweintes, immer etwas ängſtlich blickendes Geſicht, deſſen einſtige Anmut die Jahre vergewöhnlicht hatten. „Ob du Haare hatteſt!“ ſagte ſie ſtolz. „Dein ganzes Köpfchen war mit langen ſchwarzen Haaren bedeckt. Und die waren wie Seide. Und ſie hatten dir einen Scheitel gemacht, als ſie dich zu mir brachten. Einen Scheitel . . .“

John lachte unter Kopfſchütteln, ſo wie ein Menſch lacht, wenn er etwas höchſt erſtaunlich findet. Und doch kannte er die Geſchichte von ſeinem erſten Scheitel ſchon über zwanzig Jahre. Er wie ſeine Mutter hatten die glückliche Gemütsanlage, daß ſie ſich mit ſolchen und ähnlichen Nichtigkeiten über den Ernſt einer Situation hinwegtäuſchen konnten. Sie waren wie Kinder: die vor Dunkelm die Augen ſchließen und am Rande des Abgrunds ahnungslos mit Blumen ſpielen. Und ſie waren auch ſo leicht wie Kinder zu tröſten.

„Wie iſt es, haſt du Schmerzen?“ fragte Frau Zarnosky, noch ganz verträumt.

„Nur ſelten,“ log John.

„Na ſiehſt du!“ ſagte die Mutter beruhigt. „Dann iſt es alſo nicht ſo ſchlimm. — Du biſt ja jung,“ ſetzte ſie hinzu. „In deinem Alter —! Herrgott, da kann ſich auch noch alles beſſern! Ich werde gleich morgen mit dem Doktor reden, was er dazu meint.“

„Und wenn er ſagt, ich ſoll nicht?" fragte John mit nervöſem Lachen.

Frau Zarnosky fuhr ſich erſchreckt über ihr dünnes, glatt geſcheiteltes Haar. „Dann wird er etwas andres wiſſen," beruhigte ſie ſich und ihn.

Johns Miene wurde heller und heller. „Haſt du nicht ein bißchen Kaviar?" fragte er verſchämt.

„Wenn du nur noch immer Appetit haſt," ſagte die Mutter und lächelte, „dann iſt noch alles nicht ſo ſchlimm."

„Wo wird es auch ſchlimm ſein!" brummte der Trinker.

Aber der Arzt war anderer Meinung. „Nicht daran zu denken!" ſagte er ſehr ernſt, als ihm Frau Zarnosky Johns Entſchluß mitteilte. Sie ſtarrte ihn an, als rede er dummes Zeug, denn ſie hatte ſich bereits den ſchönſten Hoffnungen hingegeben und ſchon dieſes und jenes für die Reiſe vorbereitet. „Bei ſeinem Zuſtand? Nicht daran zu denken!" wiederholte der Arzt.

Frau Zarnosky verlor gleich alle Selbſtbeherrſchung. „Muß er denn ſterben, Herr Doktor?" weinte ſie laut heraus, obgleich ſie ſich hätte denken können, daß John an der Tür lauſchte.

„Nur ein Wunder könnte ihn retten," ſagte leiſe der Arzt.

In den Ohren des Lauſchenden erhob ſich ein Brauſen, das alle Geräuſche um ihn verſchlang. Er vernahm nicht mehr, was der Arzt und die Mutter noch weiter ſprachen, einem Betrunkenen gleich taumelte er hinaus auf den Hof und begab ſich in

ſeine Wohnung. Dort warf er ſich auf das Sofa, drehte ſich nach der Wand und blieb ſo regungslos bis zum Abend. Kein Bitten, kein Klagen, kein Troſt und keine Vorwürfe vermochten ihm ein Wort zu entlocken. Der Waſſerfall, der in ſeinen Ohren zu brauſen ſchien, ließ keinen Laut zu ihm dringen, und die Verzweiflung, die ihn gepackt hatte, lähmte ſeinen Körper und ſeinen Willen. Schließlich ließ man Peter zu ihm herein, der kläglich meckerte, weil man ihn tagüber zu füttern vergeſſen. Mit einem kecken Satz ſprang das Tier auf den Tiſch, mitten unter die Teller, einen zertretend, einen herunterwerfend, und machte ſich an Johns Abendbrot. Da wandte ſein Herr zum erſtenmal den Kopf um. „Peter," flüſterte er, „haben ſie dir nichts zu eſſen gegeben?"

„Mämämämä . . ." erwiderte klagend der Bock.

Sie werden ihn hungern laſſen und werden ihn ſchlagen und fortgeben, wenn ich erſt tot bin, dachte John entſetzt, und ſeine Willenskraft kehrte langſam zurück, und das Brauſen in ſeinen Ohren ſchien ſchwächer zu werden. In ſeinem Kopfe reifte haſtig ein Entſchluß — der ihm ganz ſeltſam erſchien, wie er das lebensvolle Tier ſo vor ſich auf dem Tiſch ſah.

Peter ſollte getötet werden, ehe ſein Herr ſtarb. John wollte eigenhändig dieſem kräftigen jungen Leben ein Ende machen.

Sein Vorhaben entſetzte ihn beim Anblick des gierig freſſenden Tieres. Wer gab uns die Erlaubnis, fragte er ſich, mit dem Leben dieſer Geſchöpfe zu verfahren, wie es uns beliebt? Was iſt der

Menſch für eine Beſtie! Aber Peter mußte ſterben, wenn ſein Herr einen ruhigen Tod haben ſollte. Das Todesurteil war unwiderruflich gefällt. Zum Wohl des einen wie des andern.

„Junge," flüſterte John, „ſieh mich mal an!"

Der Bock hob den Kopf und ſah ſeinem Herrn dumm und lieb ins Geſicht.

„Wenn du wüßteſt, was über dich beſchloſſen iſt!" dachte John.

Der Bock war mit dem Abendbrot fertig und ſprang zu ſeinem Herrn aufs Sofa. Dore wagte heute nicht zu ſchelten. „Wollen Se nich auch was eſſen? Soll ich nich noch was holen?" fragte ſie.

John ſah ſie an und wies ſtumm nach der Tür. Da ging ſie leiſe hinaus.

Es wurde ganz ſtill im Zimmer; Peter ſchlief ein, und ſein Herr blickte regungslos durch das Fenſter. Der Himmel war abendblau und doch noch hell. Die Sichel des Neumonds ſchwebte gleich einem ſilbernen Schmuckſtück mit erikafarbenen Schimmer über dem Hof, auf dem ein paar Arbeitspferde des Ausſpannens harrten, große, braune Pferde mit ſchönen, glasklaren Augen. Eine Menge Schwalben kreiſte mit langen, ſüßen Schreien in der Luft; manchmal ſo tief, daß ſie faſt die hohen Köpfe der Pferde ſtreiften. Aber die Pferde verharrten in majeſtätiſcher Ruhe, die großen klaren Augen friedlich geradeaus gerichtet. Das mußt du alles verlaſſen, dachte John, vielleicht, wenn der Mond rund geworden — iſt das Trauerſpiel ſchon aus. Er ſchauderte.

Gab es einen Gott und ein ewiges Leben?

Unnütze Frage! Die Toten konnten keine Antwort geben und die Lebendigen nur darüber fabeln. Beides: Gott und ewiges Leben, das waren doch wohl nur Märchen — die schönsten Märchen, die die Menschheit sich erfunden. Zum Trost erfunden.

Märchen zum Trost! War das nicht zum Lachen und zum Weinen?! Und da wurden hohe Häuser gebaut und Lieder gesungen, um dieser Märchen willen, für diesen eingebildeten König, der nur schweigen konnte.

„Wenn du existierst, dann rufe!" flüsterte John, auf das Sofa schlagend. „Ich will's hören. Ich hab's nötig."

— — — —?

— — — —?

Seine Hand erhob sich noch einmal; aber nicht mehr beschwörend: resignierend. Er seufzte.

„Die Macht des Todes kann niemand bezweifeln," sagte er darauf laut. „Wenn Gott existiert, dann ist er ein Krüppel, denn er kann nicht sprechen; dann ist er unglücklich, denn er kann nicht helfen ... Der Tod — das ist ein andrer Kerl!"

Und ihm war, als sähe er den Tod auf sich zukommen, aus dem Dunkel einer Abendwolke, ähnlich einem Mann mit einem Lasso, der bereit ist, die Schlinge zu werfen. John schloß angstvoll die Augen und duckte sich auf dem Sofa zusammen. Es war aber nicht der Tod, der über ihn kam, der Schlaf übermannte ihn plötzlich.

Und ihm träumte: er stände lauschend auf einem weiten, dunkeln Feld, auf dem es nichts gab, was

ihm zur Deckung dienen konnte — wenn der Tod kam. Denn der ſollte kommen, der würde kommen, das fühlte John mit einer Angſt, die ihm Tigerſtärke gab. Eine unwiderſtehliche Gewalt hatte ihn in das Feld des Todes getrieben, und nun ſtand er und wartete auf ihn mit angeſtrengtem Gehör und ſchreckensweiten Augen. In der Ferne erklang eine ſchauerliche Muſik — die Muſik ſeiner Nächte —, die ihm das Herz mit Angſt und Grauen zu zerreißen drohte. Und plötzlich begann die Erde zu dröhnen von einem rieſigen Geſpann, das windgeſchwinde herangebrauſt kam. Der Wagen war aus Erz, und aus Erz waren die hohen Räder und aus Erz die Füße der dunkeln Pferde. Und auf dem Wagen ſtand der Tod mit einer eiſernen Sichel in der Hand, eine Flöte am Munde. Und die Räder und die Füße der Pferde waren rot vom Blut der Zerſtampften und Überfahrnen, und die Sichel war rot vom Blut der Gemähten.

John ſprang mit einem lauten Angſtſchrei auf den Rücken der Pferde und ſah dem Tod ins Geſicht, nach einem Schimpfwort ſuchend, das all ſein Entſetzen und ſeinen Abſcheu zuſammenfaßte. Der Knochenmann grinſte und hob elegant die Sichel. Wie ein Balletmeiſter, dachte John, ihm in den Arm fallend und mit ihm ringend.

Wo der Tod hingriff, brannte es los wie Feuer, und brachen die Knochen wie dürre Halme. Ein Flammen und Splittern! John raffte ſeine letzte Kraft zuſammen und brach ſeinem Gegner den Arm mit der Sichel ab. Dabei erwachte er.

„Ich verbrenne! Waſſer! Waſſer!“ ſtöhnte er, nach Luft ringend. Peter meckerte kläglich.

Dore ſtand ſchon mit Selterwaſſer da und gab ihm zu trinken. John zeigte ihr ſtumm, was er in der Hand hielt. „Sein Arm,“ flüſterte er, noch immer nach Luft ringend. „Ich hab ihn beſiegt. Er wird ſo bald nicht wiederkommen.“

„Das is doch ein Stick Horn vom Ziegenbock,“ murmelte die Wärterin mit ſchadenfrohem Lächeln. Aber John begriff nicht, was ſie ſagte.

Achtes Kapitel

Frau Kalnis ſetzte die Brille auf ihr ſchlaues, gelbes Chineſinnengeſicht und öffnete mit zitternden Händen den großen, blauen Brief, den ihr der Briefträger ſoeben gebracht hatte. Die Buchſtaben verneigten ſich vor ihren Augen, tanzten ſpöttiſch hin und her und wollten ſich durchaus nicht fangen laſſen. Es währte geraume Zeit, bis ſie des Inhalts habhaft wurde.

„Herrjeſes!“ ſchrie ſie da. „Hat ein Menſch ſchon mal ſowas erläbt?! Neineinei! Ich zieh! Ich zieh!“ Wie von der Tarantel geſtochen, ſtürzte ſie mit dem Brief in Johns Zimmer, um ihn zur Rede zu ſtellen. John lag mit gefalteten Händen auf dem Sofa.

„Herrr!“ brach ſie los, mit „Rs“ wie Trommelwirbel. „Wer kann mir das einjebrockt haben als Sie?! Wer kann mir das ſonſt ſchreiben als Ihr verdrähter Onkel?! Ich kenn ſeine Handſchrift. Da ſchreibt er: Man beobachtet mich. Und ich ſoll meine langen Finger doch im Zaum halten, ſonſt krieg ich's mit der Polizei zu tun ... Gott, das muß ich mir, mir ſagen laſſen! Für nuſcht, für rein gar nuſcht! Ich zieh! Ich bleib nich unter ſolche Menſchen!

Ich . . ." Hier verlor ſich ihre Rede in einem heftigen Huſtenausbruch.

John verſuchte eine ſcheinheilige Miene zu machen, aber er war viel zu kindiſch, um über Dores Zorn nicht lachen zu müſſen. Bald kicherte er wie ein dummer Junge.

„Sie Hottentott!" ſtöhnte Dore. „Ich laß Sie im Stich! Ich werf Ihnen hin! Wer bleibt bei einem Menſchen wie Sie?! Was möjen Se doch bloß wieder aufjebracht haben?!"

„Zügle dich," ſagte John vornehm und mit einem ſehr ſpitzen „Ü".

„Ziejiln Sie ſich man lieber!" brauſte Dore auf.

„Übrigens," ſagte John, das Sofakiſſen betrachtend, „möchte ich wiſſen, weshalb ich Ihnen das gerade eingebrockt haben ſoll?"

„Kein andrer," knurrte ſie.

„Verklagen Sie doch Onkel John, wenn Sie meinen, daß er den Brief geſchrieben hat."

„Ich? D'n Onkel John verklagen?" Dore lachte grimmig. „Eher nähm ich meine ſieben Sachen und mach mir auf die Sohlen. Nei! Mit dem bind ich nich an! Der kann e unſchuldjen Menſchen durch ſeine Märchen ins Zuchthaus bringen."

„Wiſſen Sie was?" flüſterte der gute Neffe. „Er hat doch ein durchgegang'nes Reitpferd eingefangen und dann vor Gericht geſchworen, daß es ſeins iſt."

„Nanana!"

„Wahrhaftig Gott!"

„Eins, was wahr iſt," ſagte Dore feierlich, „daß es mit dem noch mal ein ſchlechtes Ende nimmt, das

ſteht feſt. Sie und d'r Onkel, ihr wißt ja gar nicht, was ihr anjeben ſollt? Wozu ihr auf der Welt da ſeid?!"

„Weißt du vielleicht, wozu du da biſt?" näſelte er.

„Na, jewiß weiß ich."

„Das bild'ſt du dir ein!"

Dore ſchlug nur ſtumm mit der Hand, denn der Huſten überfiel ſie aufs neue. „Was muß e Menſch ſich ärjern," hub ſie dann wieder an. „Solche Jemeinheit! Mir zittert alles! Aber der liebe Gott wird ihn ſchon finden! Der wird ihn ſchon ſtrafen!"

„Was weißt du von Gott?" ſagte John ſpöttiſch.

„Daß er Sie und Ihren Onkel ſtrafen wird," entgegnete ſie wild.

„Dann iſt dein Gott ein Teufel!" rief er, gereizt werdend, denn er dachte: bin ich nicht ſchon elend genug?!

„Mein Gott iſt ein Teifel?" wiederholte Dore entſetzt. „Daß Ihnen nich der Blitz erſchlächt!"

John lachte. „Er kann nicht blitzen. Er iſt doch nur ein Märchen." — „Gott," ſagte er und ſah zur Decke auf, „das ſollte etwas ſein, wie Blumenduft, wie Harfenſpiel und Sonne; nichts als Süße und Herrlichkeit. Strafe und Gott? Blitz und Gott? Das ſollte nicht zuſammenpaſſen."

Er ſchloß die Augen und ſein ganzes Geſicht arbeitete. „An Gott denken," ſtammelte er, „das ſollte ſein, wie an ſilberne Quellen denken in tiefen grünen Märchenwäldern, wie an friſche Wieſen denken, neben rauſchenden blauen Strömen, das ſollte ſein, wie ein Verſinken in etwas himmliſch Weiches und Beruh'gendes."

„Bring mir Papier und Bleistift," sagte er dann barsch und verlegen, „ich habe zu schreiben."

„Sie wollen schreiben?" fragte Dore, die Augen noch weiter aufreißend. „Das haben Se ja noch nie jetan."

„Das Personal hat seine Meinung für sich zu behalten."

„Sie werden d's Schreiben verlernt haben."

Nun lag Papier und Bleistift vor ihm, und John machte ein dummes Gesicht, weil er nicht wußte, wie er anfangen sollte.

„Was wollen Se doch bloß schreiben, mein Lieberche?" fragte Dore, immer neugieriger werdend.

Der Trinker rieb sich mit wichtiger Miene das Kinn und schwieg. „Wie schreibt man Dienstag?" fragte er dann. „Mit langem oder rundem S?"

Frau Kalnis entschied sich mit Energie für das runde.

„Etwas scheinst du ja jelernt zu haben," bemerkte John herablassend.

Dore fühlte sich geschmeichelt. „Etwas?" wiederholte sie. „O! ich hab scheen jelernt. Ich war immer die Erste in meine Klass'."

John war müde, als er Dienstag und das Datum geschrieben hatte. „Schwer!" sagte er mit dem Kopfe wackelnd und sich einen Kognak eingießend.

„Ja," sagte Dore, „d's Schreiberhandwerk is nich so ohne ... Was haben Se doch bloß zu schreiben, Herr Johnche?"

Der Gefragte machte ein verschmitztes Gesicht, indem er die Wärterin leise pfeifend angrinste. Er

brannte darauf, das Geheimnis mitzuteilen; aber wiederum war es auch hübsch, die neugierige Dore zappeln zu lassen. „Holen Sie erst das Frühstück," gebot er gravitätisch.

Frau Kalnis war von Natur so neugierig, wie die Nachtigall es sein soll. Das Frühstück stand in fünf Minuten auf dem Tisch. „Nu?" fragte sie gespannt, den linken Arm in die Seite gestemmt.

„Erst essen," grinste John.

Dore errötete vor Ärger und Enttäuschung. „Sie sind mir erst e Koboldche," sagte sie vorwurfsvoll.

„Ich bin Ihnen erst e Koboldche," spöttelte er.

Die Litauerin wurde noch röter und ging stracks in ihr Zimmer, die Tür hinter sich zuknallend.

Nach einer Stunde bekam sie das große Geheimnis zu wissen. John beabsichtigte, ein Schriftstück zu verfassen, in dem er die ganze Welt vor dem Trinken warnte. All seine Qualen wollte er darin schildern und all seine Todesangst. „Wer das lesen wird," sagte er, „der wird nie, nie mehr zuviel trinken, das kannst du mir glauben, Dore. In allen Zeitungen soll es stehen, auch in den kleinsten."

„Das is mal scheen," sagte Frau Kalnis, bis zu Tränen gerührt, „Sie werden auch noch im Himmel kommen."

„Will ich gar nicht," brummte er. „Hier will ich bleiben und gesund werden. Und was ich zu schreiben beabsichtige, das soll hier, rot gedruckt, über dem Sofa hängen." Er klatschte mit der Hand auf die Wand. „Du sollst mal sehen, Dore, wie mir das gut tun wird, wenn ich das so tagtäglich vor Augen

haben werde. Das wird mir ſchon das Trinken abgewöhnen."

„Vel—leicht" ... zerrte ſie unter krampfhaftem Gähnen heraus.

„Aber für heute wollen wir es genug ſein laſſen," ſagte er dann, das Papier mit dem ſchief und zittrig geſchriebenen Datum von ſich ſchiebend. „Sowas will erſt ordentlich überlegt ſein."

„O — ja!" erwiderte Dore, langſam mit dem Kopfe nickend, und warf ſich einen geheimnisvollen Blick im Spiegel zu.

Neuntes Kapitel

Die Fenſter des Eßzimmers ſtanden offen, und der Regen trommelte eintönig auf den Blechen. Die vielen Blumentöpfe, die Frau Zarnosky auf der Veranda ſtehen hatte, erweckten im Zimmer den Glauben, daß draußen ein ſchöner Garten ſei. John hockte fröſtelnd am kalten Ofen, drehte die Daumen umeinander und ließ keinen Blick von der halbvollen Flaſche Kognak, die auf dem Büffet ſtand. Außer ihm war niemand in der Wohnung als Amalie, die in der Küche ſaß und Kartoffeln ſchälte. Frau Zarnosky war aus, und die Jungen waren in der Schule. John drehte die Daumen umeinander, wie gebannt auf die Flaſche ſtarrend. Was für eine Seligkeit müßte es ſein, dachte er, jene Flaſche auf einen Zug leeren zu dürfen!

Alles, was er an Spirituoſen beſaß, ſtand jetzt in Dores Schrank; ſo hatte er es haben wollen. Frau Kalnis hatte ihm ſchwören müſſen, feſt und unerbittlich zu bleiben, wenn er mehr Alkohol von ihr verlangte, als er ſich ſelbſt zum langſamen Abgewöhnen zudiktiert hatte. Den Schlüſſel zum Schrank mußte ſie entweder bei ſich tragen oder ſo verwahren,

daß er ihn nie entdecken konnte. Auch ſein Taſchengeld wanderte jetzt in jenen Schrank, und Dore ſollte das Ganze behalten dürfen, wenn es ihr gelang, ihrem Herrn das Trinken abzugewöhnen.

Es war ein ſtiller, kühler Sommertag. Der Regen klopfte eintönig auf den Blechen, und langſam und feierlich begannen die Glocken der nahen Kirche zu läuten. „Trink, trink ...“ ſagte der Regen. „Nein — nein ...“ ſagten die Glocken. John glaubte, den größten Durſt ſeines Lebens zu verſpüren. Langſam erhob er ſich.

Doch dann ging er zur Verandatür, um angeſtrengt hinauszuſtarren. Aber er ſah kaum, was vor ihm lag, er ſah immer nur die Flaſche; ſie ſchien überall zu ſtehen, wohin er auch blickte.

Das war eine Verſuchung, wie ſie ſchlimmer nicht auszudenken war. Wenn er nicht unterliegen wollte, ſo mußte er ſich ſchleunigſt aus dem Staube machen, fliehen. Doch er floh nicht. Ja, er blickte ſich um und lächelte die Flaſche an, wie ein krankes Kind.

Ach, es war ja ſchon einerlei, ob er jenen Kognak austrank oder nicht, ſterben mußte er ja doch. Mit einem Satz war er am Büffet und riß die Flaſche an ſich.

„Nein — nein ...“ ſagten die Glocken. Sie klangen ſo furchtbar ernſt, ſo düſter warnend. John merkte, daß ſie zu einem Begräbnis läuteten und ſetzte die Flaſche wieder hin.

Er wollte nicht ſterben — nein, nein! — — Wie der Kognak glänzte! — — Nur einen Schluck ...

„Trink, trink ...“ ſagte der Regen.

Die Flaſche glich einem Magnet, der ſeine Hand unwiderſtehlich an ſich zog. Ehe er ſich's verſah, hatte er ſie ſchon wieder in der Hand.

„Nein — nein . . .“ ſagten die Glocken.

„Still!“ brummte John. „Ich will doch bloß mal riechen.“ Mit zitternden Händen bemühte er ſich, die Flaſche zu entkorken, nicht merkend, daß jemand ins Zimmer trat.

„John, was machſt du da?“ rief lachend Onkel Chlodwig.

Der Ertappte zuckte heftig zuſammen. „Nichts,“ ſtammelte er in nervöſer Beſtürzung. „Ich zähl' nur die Gläſer — ob alle da ſind. Hier wird jetzt ſo viel geſtohlen. Amalie will ja nächſtens heiraten.“

„Amalie will heiraten?“ kicherte der Onkel. „Wen denn?“

„Einen — einen Bierkutſcher.“

„Amalie!“ rief Onkel Chlodwig, die Tür nach dem Korridor öffnend. „Sie wollen einen Bierkutſcher heiraten? Das nenn ich mir eine treffende Wahl.“

„Was? E Bierkutſcher ſoll ich heiraten?“ brummte es in der Küche. „Lieber Ihnen, Herr Zarnosky,“ grunzte die Köchin.

Der kleine Junggeſelle klatſchte vor Vergnügen laut in die Hände. „Da täten ſie recht!“ rief er heiter. Dann ging er zum Büffet und goß ſich einen Kognak ein. „Du willſt wohl keinen, John?“ fragte er mit zwinkernden Augen.

„Nein, danke,“ ſagte dieſer fromm. Bei dem Schreck war ſeine Gier verflogen.

„Da tuſt du recht,“ lobte Onkel Chlodwig und

zog seinen Schnurrbart zur Säuberung durch die Lippen, um dann erst das Taschentuch zu benutzen.

Es regnete nicht mehr, und die Sonne schimmerte schon gelb durchs Gewölk. John ging auf den Hof, um nach Peter zu sehen. Der Ziegenbock kniete wie ein Götzenbild am Rande des Torwegs, als habe er den Eingang zu bewachen. Seine Miene war die eines alten Philosophen, der über rätselhafte Dinge nachdenkt. Als er John erblickte, erhob er sich gelassen und kam mit Würde auf ihn zu. Mit derselben Würde nahm er die drei violetten Orden aus seines Herrn Knopfloch zu sich.

„Schmeckt's?" fragte dieser.

Peter nickte fortwährend gemessen mit dem Kopf, was er immer tat, wenn er etwas zu sich nahm. Seine Kiefer bewegten sich dabei wie Mahlhölzer gegeneinander. „Er setzt das Mühlchen in Bewegung," sagten Paul und Leo, wenn Peter zu fressen begann. ——

Gegen Abend ging Frau Kalnis, ausnahmsweise, zu einer Verwandten, die Geburtstag hatte. John begann Andersens Märchen zu lesen, weil er nicht beständig an die halbe Flasche Kognak denken wollte; aber er konnte sie durchaus nicht vergessen. Seine Augen versagten auch bald den Dienst, und die immer größer werdende Unruhe in seinem ganzen Körper machte ihm das Sitzen unerträglich. Er stand auf und nahm Baldriantropfen.

Um sieben brachte Amalie das Abendbrot. Sie sah sehr ärgerlich aus, denn man hatte sie den ganzen Tag mit ihrer Heirat aufgezogen. Mit dieser Heirat, von der sie doch nichts wußte.

„Warum machen Sie ein ſo böſes Geſicht?“ fragte John ſofort.

„Ach,“ brummte ſie, „der Onkel Chlodwig läßt mich heite gar nich zufrieden.“

„Heiraten Sie ihn doch, Amalie.“

„Ach, heren Se ſchon auf mit das Ganze!“

„Aber der Onkel Chlodwig ſchwärmt Ihnen an! Sie können mir's glauben, Amalie! Wahrhaftig Gott!“

Die Köchin verzog ihren dicken Mund zu einem breiten, halbverſchämten, ſchweigenden Grinſen. Ihre ſteifen Wangenhügel, die ſo ruppig waren wie ein Hahnenkamm, glühten um die Wette mit ihrer Naſe, die einer feurigen Kräuterbirne nicht unähnlich ſah. Amalie war eine Freundin von Bier und Schnäpſen, und gegen Abend konnte man ihr dieſe Freundſchaft nur zu ſehr vom Geſicht ableſen. „Sie knirbelt kräftig,“ pflegte John zu ſagen.

„Na, wie iſt's?“ fragte er, durch ihr Schweigen gereizt. „Wollen Se meine Tante werden oder nich?“

„Uzen Se mir auch noch?“

„Ich denk' gar nicht dran! Onkel Chlodwig geht ſchon lange mit der Abſicht um, Ihnen zur linken Hand zu heiraten.“

Amalies dicker Mund weitete ſich noch einmal, und dann verſchwand ſie mit einer großen, ganz neuen Hoffnung im Herzen.

Das Abendbrot wollte John nicht ſchmecken; ihm war noch ſchlechter als gewöhnlich. Die eine Flaſche Bier, die vor ihm ſtand, reizte ihn ſo lange mit ihrer Kümmerlichkeit, bis er ſie wütend vom Tiſch ſtieß. John fühlte ſich plötzlich ſo furchtbar

unglücklich, daß er ſich am liebſten das Leben genommen hätte. Sein ganzes Weſen verzehrte ſich in Sehnſucht nach Alkohol: nach jener halben Flaſche Kognak. Er konnte ſich nicht länger beherrſchen und er wollte es auch nicht. Nicht länger zögernd, eilte er zu Dores Schrank, in dem ſeine Flaſchen ſtanden. Er bearbeitete die verſchloſſene Tür mit Fußtritten, um zu ſeinem Eigentum zu gelangen; aber das alte Möbel war aus gutem Holz, es widerſtand allen Stößen. Auch das Schloß widerſtand, als er es mit dem Taſchenmeſſer aufzubrechen verſuchte. Nun zerfetzte er vor Wut Dores Fächerpalme, ihr Stuhlkiſſen, ihre Nachtmütze. Aber als ihm das grüne Staubtuch in die Hände fiel, aus dem er einſt für Mimi ein Neſtchen gemacht hatte, da ließ er den Kopf hängen uud weinte.

Er weinte über ſein verfehltes Leben, das ihm ebenſo zerfetzt ſchien wie die Fächerpalme. Wie anders hätte er jetzt daſtehen können! Er bereute, er bereute... Zu ſpät! Nun war nichts mehr zu ändern.

Ach, er fühlte ſich ſo unſagbar verlaſſen, ſo kalt dem Tode preisgegeben. Rodenberg war ſein einziger wahrer Freund. Durfte er ſich überhaupt noch zu den Lebenden rechnen? Er fühlte ſich ſchon ſo fern von allem, was lebte und lachte und genoß. Der Tod war ſeine einzige Ausſicht.

Nur jene halbe Flaſche Kognak wollte er noch leeren.

Der Glanz der Abendſonne war ihm aufs tiefſte zuwider. Er ſtach ihm ſo mitleidslos in die Augen. John ſtieß eine Verwünſchung aus und drohte mit

der Faust nach der Sonne. Er trocknete sich mit dem Staubtuch die Augen und beroch es dann von allen Seiten wie ein armer, hungriger Hund.

Es roch nicht nach Mimi, es roch nach Petroleum. Trotzdem stopfte er es in die Tasche, um es öfters ansehen zu können. Mimi war doch eine hübsche Erinnerung, trotz ihres schrecklichen Todes.

Und nun ging er sich den Kognak holen; er hielt es nicht mehr aus ohne Alkohol, er hielt es einfach nicht mehr aus. Seine Mütze war nicht zu finden. Er setzte den kleinen, steifen Hut auf, den er auf jenem Ausflug mit Johannes getragen.

Die Hand auf die linke Seite gepreßt, arbeitete er sich langsam und atemlos die Treppe herunter. In seinen Ohren war ein dumpfes Sausen, und sein Herz schien sehr weit und ganz still. Die Treppe war immer ein Kunststück für ihn. Bis zu seiner Haustür hatte er die feste Absicht, in die elterliche Wohnung zu gehen, um sich den Kognak zu holen; aber an der Tür besann er sich anders. Er wollte doch lieber in die Kneipe gehen und sich dort etwas geben lassen, als etwa im Eßzimmer Paul und Leo antreffen, die ihn vielleicht daran hindern würden, die Flasche zu nehmen. Und sicherlich würden sie ihre Bemerkungen machen, ihn verspotten. Nein, nein, er ging lieber in die Kneipe.

Sein Herz arbeitete jetzt wie wild nach der Treppe, es zitterte und sprang in seiner Brust, daß ihm vor Angst der Schweiß ausbrach. Öfters stehen bleibend, um Atem zu schöpfen, begab er sich über den Hof nach der kleinen Kontortür im Torweg

und öffnete sie. „Vater!“ rief er herein, „gib mir doch etwas Geld, ich will zum Barbier gehen.“

„Jetzt abends noch?“ brummte Herr Zarnosky.

„Komm herein, Kronensohn!“ rief Onkel John, der dasaß und Märchen erzählte. „Wir wollen mal sehen, was dein Bart für eine Farbe hat.“

John trat ein und wiederholte seine Bitte. Herr Zarnosky knurrte, daß der Gang zum Barbier eine Finte sei. Er kenne das. Johns Barbier hieße Suttkus. Der Märchenerzähler hatte schon das Portemonnaie in der Hand; aber dann steckte er es rasch wieder ein. Es war ihm noch rechtzeitig eingefallen, daß sein lieblicher Neffe in einer Kneipe erzählt haben sollte, daß er, der Onkel, ein Reitpferd eingefangen und dann geschworen habe, daß es seins sei. Und es war doch nur ein weggelaufener Ziegenbock gewesen, dem er um Zerlines willen freundliche Aufnahme gewährt hatte, weil er doch nicht wissen konnte, wem er gehörte. Tiere sind sich ähnlich, hatte Onkel John gedacht, und es war seiner Phantasie bald gelungen, aus dem Bekannten einen Fremdling zu machen. Ganz im tiefsten hatte er auch noch gedacht: Er schenkt ihn mir ja sowieso, ehe er stirbt.

„Der Vater hat hier zu entscheiden,“ bemerkte er würdevoll, nachdem er das Portemonnaie wieder eingesteckt hatte. Und dann mit selbstgefälliger Anzüglichkeit: „Man muß sich auch hüten, seine Wohltaten an Leute zu verschwenden, die es einem mit Undank lohnen.“ Darauf mußte er lachen, weil er diesem seiner Neffen nun einmal nicht böse sein konnte.

„Junge, halt' die Ohren stramm!" rief Onkel Chlodwig vergnügt, indem er eine Bewegung mit den Armen machte, als wolle er John, wie einst als Kind, an den Ohren in die Höhe heben.

Der Trinker ging schweigend hinaus und warf schmetternd die Tür zu. Und die Brüder lachten und ließen ihn ruhig gehen. In ihren Köpfen war die Finsternis der Unbildung und der Gedankenlosigkeit.

John begab sich stracks in den nächsten Gewürzladen und ließ sich einen Kognak geben. Und noch einen, und immer wieder noch einen. Nach einer Weile wurde der Verkäufer in die Bierstube gerufen und ließ ihn im Laden allein. John stand vor der Tombank und lächelte dumm. Seine Stimmung begann sich zu heben. Er fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre voll von Käse- und Biergeruch, in dieser sauren Luft, die so wertlos war wie er selbst. Hier wäre er gern für immer geblieben.

Der Laden war nicht groß. Ein gemütlicher, alter Laden mit ausgetretenen Dielen und kleinem Schaufenster. Unter der niedrigen, rauchgeschwärzten Decke brauste ein Heer von Fliegen. Fette Brummer segelten gemächlich über die drei Käseglocken des düsteren Repositoriums. Auf der klebrigen Tombank stand in einsamer Schönheit eine Flasche Rum.

John studierte aus der Ferne die Etikette: Jamaika-Rum. Er trat einen Schritt näher: Jamaika-Rum. Noch näher: Jamaika-Rum. Dann verwirrten sich seine Gedanken; er glaubte, wieder, wie am Vormittag, zu Hause vor dem Büffet zu stehen, und nahm die Flasche in die Hand.

Läuteten nicht die Glocken? Ihm war so. Er stellte die Flasche wieder hin.

Das Summen der Fliegen klang ihm jetzt wie fernes Meeresbrausen, und der Fußboden schien sich langsam hinter ihm in die Höhe zu heben. John klammerte sich an die Tombank. Nun schien sich auch die Flasche in Bewegung zu setzen, schien langsam davongleiten zu wollen. Da packte er das lockende, glitzernde Ding voller Angst mit beiden Händen und stolperte damit nach der Tür.

„Möchten Sie wohl die Flasche zurückgeben?!" erscholl eine grobe Stimme aus dem Gang zur Bierstube, und ein großer, stiernackiger Handwerker, ein geschworener Feind der Familie Zarnosky, der John heimlich beobachtet hatte, sprang vor und zischte: „Schämen Sie sich nicht?! Ich werd' Sie anzeigen!"

John ließ die Flasche fallen und sank vor Schreck halb in die Knie. Und der wütende Tischler riß ihn in die Höhe und hielt ihn fest. „Wer holt den Schutzmann?" brüllte er.

„Machen Sie keinen Unsinn!" flüsterte der herbeieilende junge Mann. „Er hätte sie schon bezahlt. Oder wir hätten die Rechnung geschickt. Ein guter Kunde . . ."

„Ein Dieb!" schmetterte der Sargtischler. „Schutzmann! Schutzmann!"

John begriff nicht ganz, was um ihn vorging; aber das Festgehaltenwerden unter Rufen nach dem Schutzmann flößte ihm ein solches Entsetzen ein, daß er sich wie ein Rasender losriß und davonstürzte.

Mit dem schrecklichen Gedanken, er müsse sich

jetzt etwas Entsetzlichem wegen das Leben nehmen, rannte er die Straße herunter. Sie war nicht lang und lag am Ende der Stadt. Bald stand der arme Dieb am Rande des tiefen Teiches, zu dem er ganz instinktiv geeilt war. Jenseits des Wassers war ein dunkles Wäldchen, in dem sehr laut die Nachtigallen sangen. Auch über dem Kopf des Verzweifelten flöteten die Vögel in den Zweigen der Kastanien, mit denen der Weg zu beiden Seiten besetzt war. Hinter seinem Rücken flammte die Abendsonne in ihrer ganzen Glorie. Sie thronte gleich einer mächtigen Feuerkugel dicht über dem langen, flachen Dach eines alten, hölzernen Getreideschuppens, der wie ein riesengroßer schwarzer Sarg auf grünem Wiesenlande stand, unter einem rostgelben Himmel. Doch John sah in das glitzernde Wasser und beriet sich flüsternd mit seinem Schicksal.

„Muß ich? Muß ich?" fragte er, voller Angst an seine Eltern denkend.

„Aber sofort!" schien der Tischler zu rufen.

John sah sich furchtsam um; aber es war niemand außer ihm auf dem Wege. Er setzte sich auf die Erde, weil er vor Müdigkeit nicht länger zu stehen vermochte, und sein Denken wurde allmählich klarer.

„Was hab' ich denn getan?" stammelte er wie ein Kind. „Ich hab' doch nichts getan. Ich hatte sie auf einmal in der Hand, ich weiß nicht wie. Ich hätte sie doch bezahlt."

Der Tischler hatte ihm das eingebrockt — dieser gehässige, heimtückische Kerl. John wußte: der Tischler ging jetzt von Haus zu Haus und erzählte.

Es bohrte ein Wort in seinem Kopf, dessen Klang und Bedeutung er auf dem ganzen Weg gesucht hatte. Nun war es da; es hieß: Schande.

„Schande," flüsterte er, „Schande," wiederholte er laut, und schon wurde es ihm zur Gewißheit, daß das etwas war, was ihm nicht mehr viel anhaben konnte. Seine Rolle auf Erden ging zu Ende. Was tat ihm noch Schande?

Aber seine Familie, seine Familie und die Leute — — —?

Seine Angehörigen sollten sich damit abfinden — sie durften ja leben, während er — —

Ja, was tat ihm noch Schande? Ihm? Er kicherte mit zuckendem Munde. Und auf einmal warf er sich vornüber und krallte die Hände in die warme Erde.

Er wollte alle Schande der Welt tragen — wenn er nur leben durfte! Er liebte das Leben trotz allem und allem, trotz seiner Schmerzen, trotz seiner qualvollen Nächte. Er wollte alle Schande der Welt tragen — nur nicht sterben!

Die Frösche quakten, und die Vögel flöteten, und ein Wagen kam gefahren. John richtete sich langsam auf; er wollte nach Hause. Es war nicht notwendig, daß er dem Schicksal vorgriff: das Ende des Trauerspiels kam schon von selbst. Und alles Auflehnen war vergebens.

Der sich nähernde Wagen, ein gewöhnlicher Einspänner, hielt an, als John dem Kutscher ein herrisches „Halt!" zurief. „Helfen Sie mir herauf," befahl er ihm. „Ich will in die Stadt."

„Ach, Sie ſind es, Herr Zarnosky," ſagte der Kutſcher.

„Hab' jefiſcht," bemerkte John ſehr hochmütig.

„Und wo haben Sie Ihre Angel?"

„Fortgeworfen. Kann mir eine neue kaufen."

Kurz vor der Stadt, da, wo es in das dunkle Glaciswäldchen hineinging, ſah man jetzt hurtig Liebespaare verſchwinden. Der Kutſcher ſchnalzte mit der Zunge und machte ſeine Bemerkungen. John ſaß ganz ſtill da und wunderte ſich. Er wunderte ſich, daß es noch immer Liebespaare gab, daß die Welt noch immer ſo war wie damals, als er mit ſeiner erſten und einzigen Flamme, einer jungen Putzmacherin, dort ſpazieren ging — vor hundert Jahren. So lange ſchien ihm das wenigſtens her. Wie ein Greis ſah er den Paaren nach und drehte verwundert die Daumen umeinander.

Er hätte den gewöhnlichſten Kognak der hübſcheſten Putzmacherin vorgezogen.

Am alten Stadttor leuchtete eine Gasflamme wie ein grüner Stern durch die helle, rote Dämmerung. Als der Wagen durch das Tor rollte, begann John vor Angſt zu frieren. Beim Auftauchen eines Schutzmannes zuckte er heftig zuſammen. Der Mann grüßte freundlich und ging vorüber.

Nun überkam ihn ein wilder Trotz. Erſtens hatte er nichts begangen, und ſelbſt wenn er etwas begangen hatte, ſo war ihm das ganz gleichgültig. Mochte man ihn anzeigen. Ihm war ſchon alles gleich. Nur um die Mutter tat es ihm leid. Um die tat es ihm leid, um die andern nicht ... Seine

Zähne ſchlugen zuſammen, als ſich der Wagen dem väterlichen Hauſe näherte.

Rodenberg ſtand, nach ihm ausſpähend, am Torweg und half ihm vom Wagen herunter. „Geben Sie ihm was," ſagte John, nachläſſig über die Schulter zeigend. Der Kutſcher nahm ſeinen Herrn unter den Arm, weil dieſer allein nicht zu gehen vermochte. „Was machen Sie für ein Geſicht?" fragte ihn John. „Lachen Sie doch, Rodenberg! Ich hab keine Angſt! Für was ſoll ich auch Angſt haben?"

„Der Beeſe war hier," erzählte der Kutſcher, „und nu is der Herr fuchswild."

„Pah!" ſagte John. „Was ich mir daraus mach!"

„Er ſitzt oben und wartet auf Ihnen."

„Der Vater?"

Rodenberg nickte.

John wurde kreidebleich. Er verſuchte zu lachen; doch plötzlich bekam er einen Krampfanfall. Rodenberg ſchleppte ihn in ſeine Wohnung hinauf.

Herr Zarnosky ſaß mit der Reitpeitſche in der Hand. Sein ſonſt ſo friſches, großzügiges Geſicht war blaß, und ſeine Zähne bearbeiteten unabläſſig die ſtarken Lippen. Als die Tür geöffnet wurde, ſtand er auf.

„So betrunken?" fragte er den Kutſcher.

„Krank," ſagte Rodenberg rauh, indem er ſeinen jungen Herrn mit liebevoller Ungeſchicklichkeit aufs Bett trug.

Herr Zarnosky ſetzte ſich wieder aufs Sofa und räuſperte ſich erregt. Frau Kalnis kam in dieſem Augenblick nach Hauſe, wie eine erſchreckte Fleder-

maus ins Zimmer ſchwirrend, und ſchlug ſtumm die Hände zuſammen.

„Herr Zarnosky trautſtes, was is los? Was is jeſchähn? Ich will man bloß raſch d'e Umnahme abnähmen . . .“ ſie huſchte in ihr Zimmer. „Herrjeh, herrjeh, mein Palmbaum! Und d's Kiſſen! Jerechſter Vater, was is hier jeſchähn? Nu hatte er ſich doch ſchon einije Tage ſo ſcheen jehalten.“

Herr Zarnosky räuſperte ſich ſchweigend weiter. Rodenberg ſchlich ſtill hinaus, weil er meinte, daß John in Dores Gegenwart keine Prügel bekommen werde. Frau Kalnis kam mit einer Decke angeflogen, die ſie mit zitternden Händen über den unbedeckten Tiſch warf. Dann ging ſie zu John. „Waſſer,“ murmelte er leiſe.

Herr Zarnosky trat mit der Reitpeitſche ans Bett. „Beſinne dich,“ ſagte er heiſer, „was haſt du heute abend getan?“

„Nichts,“ ſtammelte John angſtvoll, „nichts.“

„Da geht doch dieſer Lümmel hin und ſtiehlt!“ ſtieß der Vater erbittert hervor, und die Reitpeitſche ſauſte nieder.

Ehe ſich's der Alte verſah, war der Junge plötzlich aufgeſprungen und hatte ihn an der Kehle gepackt. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn Rodenberg — durch Dore und den Lärm herbeigerufen — ſich nicht des Wütenden bemächtigt hätte. Er ſchaffte ihn wieder ins Bett und beruhigte ihn, ſo gut er konnte. Herr Zarnosky rang keuchend nach Atem. So träge und ruhig er für gewöhnlich war, ſo wild und zügellos konnte er im Zorn werden.

„Warte!“ knirſchte er, ſobald er ſich von ſeinem Schreck erholt hatte. „Du wirſt dich an mir vergreifen? An deinem Vater?“ Und nun begann er John erſt recht zu züchtigen.

Doch die meiſten Schläge bekam Rodenberg, der ſich mit ausgebreiteten Armen über ſeinen Liebling legte, und der nicht von ihm wich, ſo wütend es ihm auch befohlen wurde. Zu ſagen wagte er nichts, ja, er wagte nicht einmal zu ſtöhnen. Die Zähne zuſammenbeißend hielt er tapfer ſtand, bis ſein Herr mit Schlagen aufhörte.

Als Herr Zarnosky ohne ein Wort gegangen war, richtete ſich der Kutſcher auf und ſah Dore an, und dieſer Blick war die einzige Kritik, die er ſich über ſeinen Herrn erlaubte.

Dore probierte, ob ſie noch ſprechen konnte. „Gott! — nei! — pfui . . .“ Das war anfänglich alles, was ſie herausbekam. Sie ſchüttelte den Kopf und ſchlug ſtumm mit der Hand, und dann ſagte ſie: Das ſei von jeher die Zarnoskyſche Erziehungsmethode geweſen.

John lag ganz ſtill da, und ſeine langen Wimpern drückten ſich ſo tief in die Wangen, als ob ſie ſich nie mehr heben wollten. Doch mit der Zeit begann er aufgeregt zu flüſtern, Schreie auszuſtoßen und mit den Armen zu fuchteln. Frau Zarnosky kam heraufgeſtürzt und ſetzte ſich weinend an ſein Bett. Sie nannte ihn bei ſeinem Kindheitsnamen, ſie glättete ſein Kiſſen, ſie ſtreichelte ihn. Wohl eine Stunde ſaß ſie an ſeinem Bett und weinte; aber ihr Weinen, dieſes monotone Weinen, vermehrte nur

ſeine Unruhe. „Nicht, nicht," flüſterte er von Zeit zu Zeit. Doch Frau Zarnosky ließ ſich nicht ſtören; ſie war es nicht gewohnt, ihren Gefühlen Zwang anzutun, und ſie wäre empört geweſen, wenn ihr jemand dieſe Tränen zum Vorwurf gemacht hätte.

John ſchlief ein und ging im Traum unzählige Male in den Laden und wurde dort unzählige Male von Schutzleuten umringt, weil er jedesmal eine Flaſche mitgenommen haben ſollte. Doch es gelang ihm immer noch zu entkommen. Und einmal ſtellte es ſich heraus, daß er die Flaſche bereits bezahlt hatte. Die Schutzleute verneigten ſich vor ihm, und er ſchritt ſtolz wie ein Triumphator davon —: um an der Tür auf den Tiſchler zu prallen, der ihm, „Dieb!" brüllend, eine ungeheure Flaſche aus der Taſche zog. Die Schutzleute packten ihn, ſoviel Rodenberg auch für ihn bat; aber er riß ſich los und ſtürzte ſich, von ſeinem Vater verfolgt, in ein großes, ſchwarzes Waſſer. Das ſchlug dumpf über ihm zuſammen, ſein Herz ſetzte aus, und dann ſank er ohne Ende in die Tiefe.

Zehntes Kapitel

Der Zarnoskyſche Landauer rollte lautlos die gerade, ſonnige Chauſſee entlang, die nach einem Gaſthaus im Walde führte. Die neuen Rappen waren angeſpannt, und Rodenberg ließ ſie mit ſtolzer Miene dahinbrauſen. Sein langer, roter Bart glänzte in der Sonne wie ein Feuerchen auf ſeinem engen, ſchwarzen Mantel. John ſaß neben Dore auf dem Rückſitz des Wagens gegenüber ſeinen Eltern, zwiſchen denen ſein Bruder Paul einen beſcheidenen Platz einnahm. Dieſe Ausfahrt nach dem Walde war Johns ſehnlichſter Wunſch geweſen, und ſein Vater erfüllte ihm ſeit einer Woche jeden Wunſch, weil es ihn noch immer reute, daß er ſich dem Kranken gegenüber im Zorn vergeſſen hatte. Zudem war John auch ſein Liebling, trotz allem und allem.

Nun blickte er ſtumm und ſchläfrig, den Strohhut ins Geſicht gezogen, auf die grünen Felder, die wie ſtille Seen zu beiden Seiten der Chauſſee lagen. Frau Kalnis intereſſierte ſich für die Häuschen hier und dort, Paul für die Windmühlen. Herr und Frau Zarnosky intereſſierten ſich für ihre Mittagsruh, indem ſie die Augen geſchloſſen hielten und

ſchwiegen. Halbnackte Landkinder warfen Kornblumenſträuße in den Wagen und liefen dann mit offnen Mäulern und ausgeſtreckten Händen nebenher, auf die Bezahlung erpicht. Es machte John Spaß, ſie recht lange darauf warten zu laſſen. „Wie heißt ihr? Wie alt ſeid ihr?" fragte er zunächſt. Erſt als ſeine Fragen beantwortet waren, ließ er langſam Pfennige regnen.

Ein freundliches Dörfchen mit vielen Storchneſtern auf den Dächern und vielen bunten Blumen in den Gärten glitt raſch vorüber. Dahinter kreuzte die Chauſſee eine Bahnſtrecke. Dann kamen wieder Wieſen und Felder und Roßgärten mit weidendem Vieh. Und ſchließlich kam der Wald, der alte Tannenwald, nach dem ſich John ſo ſehr geſehnt hatte. „Ah!" machte er lächelnd, als der Wagen aus der grellen Helle in den Schatten der Bäume rollte.

„Wie es duftet!" murmelte Herr Zarnosky, die Augen öffnend.

„Nicht wahr?" ſagten die Söhne wie aus einem Munde.

„Aber die vielen Bremſen!" ſeufzte Frau Zarnosky, an die Pferde denkend.

Nach einer halben Stunde hielt der Wagen vor dem Waldgaſthaus. Hier war die Chauſſee zu Ende und ein tiefer Sandweg begann. Das Gaſthaus lag breit und weiß am Wege mit grünen Fenſterladen und zwei Storchneſtern auf dem bemooſten Schindeldach; es ſah ehrbar und freundlich aus. Der hagere Wirt ſtand vor der Tür und hieß die Herrſchaften etwas ſtill willkommen.

Hinter dem Hauſe ſtreckte ſich ein langer, ver-

wilderter Garten mit zwei Holzkolonnaden und einem großen Grasplatz, auf dem ein paar Turngeräte ſtanden. Die Familie Zarnosky ſetzte ſich in eine Tannenlaube am Rande des grünen Platzes. John lehnte ſich an, faltete die Hände, ließ die Daumen umeinander laufen und lächelte krank und müde. Ein alter, krummbeiniger Kellner erſchien und ſäuberte gewiſſenhaft den Tiſch.

„Es riecht ſchon nach Heu," ſagte Herr Zarnosky, mit der Naſe ſchnuppernd.

„Und irgendwo müſſen Linden blühen," ſtotterte John.

„Wenn der Kaffee hier nur nicht ſo gräßlich wäre," verſetzte Frau Zarnosky in unwirſchem Ton.

„Du darfſt ja nur eine kleine Taſſe trinken," erwiderte ihr Gatte.

„Iſt mir auch noch zu viel," nörgelte ſie.

Herr Zarnosky beſtellte Bier, Selterwaſſer, Kaffee und Kuchen. Der alte, krummbeinige Kellner dienerte und verſchwand. Bald kam das Beſtellte und wurde genoſſen. Frau Zarnosky und Paul nippten nur ein wenig an ihrem Kaffee, und Dore nahm ſich dann der beiden Taſſen an, nachdem ſie die eigene mit Vergnügen geleert hatte. An Sonntagen war das Waldgaſthaus immer ſehr beſucht, heute am Alltag war es leer. Mit der Zeit fanden ſich noch drei andere Familien ein, die auch mit eigenem Fuhrwerk kamen. Mehr Beſuch erſchien nicht. Der hagere Wirt ging an den leeren Tiſchen vorüber und rieb ſich mit abweſender Miene die Hände. Paul beobachtete ihn durch die Tannen.

„Der macht nicht mehr lange," ſagte er plötzlich.

„Wer?" fragte John erſchreckt.

„Der Wirt," brummte der Junge.

„Gehen wir in den Wald?" fragte der Vater, ſich im Kreiſe umblickend.

„Ich bleibe hier," ſagte John. „Aber ihr andern könnt ja gehen. Auch Frau Kalnis."

„Ich bleib' bei Ihnen, Herr Johnche," verſetzte Dore befliſſen.

„Dann bleiben wir doch ſchon alle hier," entſchied der Vater.

Paul ſprang auf, um zu den Turngeräten zu gehen, weil ihm das ewige Sitzen unerträglich wurde. Und dann war ihm auch, als ſäße der Tod in der Tannenlaube und als ginge der Tod durch die Gänge des Gartens. Paul wünſchte häufig, daß John bald ſtürbe. Er empfand keine Liebe für dieſen Bruder, der, ſo weit er zurückdenken konnte, ſchon immer als Taugenichts galt. Pauls Gefühle für John ſchwankten zwiſchen Abneigung und verächtlichem Mitleid. Ebenſo erging es Leo. Die beiden Jungen hatten nichts Böſes begangen, als er auch ſie überall zu verleumden begann. Das verziehen ſie ihm nie, hart wie Kinder ſind, und ſie verziehen ihm auch nie ſein herabgekommenes Äußere. Sie mieden ihn jetzt wie einen Ausſätzigen, ſie ſahen fremd über ihn hinweg, wo ſie ihn trafen. Und das kränkte John, da er ſie im Grunde ſehr lieb hatte, das reizte ihn zu Roheiten ihnen gegenüber und zu immer neuen Verleumdungen über ſie.

Paul rannte auf dem Schwebebaum hin und

her, zur Aufbesserung seiner Stimmung wie eine Dampfmaschine pustend. Er versuchte an dieses und jenes zu denken; aber John beherrschte seine Gedanken.

Wie einem Todkranken wohl zumute war?

Paul schielte eine Weile nach dem gelben Gesicht in der Tannenlaube und blickte dann rasch nach der strahlenden Sonne. Jetzt glaubte er zu wissen, wie einem Todkranken zumute war; aber aussprechen hätte er es nicht können. Und er konnte auch seine gedrückte Stimmung nicht loswerden, obgleich er so tat, als sei er vergnügt, indem er auf dem Schwebebaum hin und her sprang, bald mit den Armen, bald mit der Mütze schlenkernd.

„Seht bloß Paul an!" murmelte John, der sich schlechter und schlechter fühlte, mit zuckenden Lippen.

„Der Junge ist vergnügt," schmunzelte der Vater.

„Er ist gräßlich," dachte John, die Zähne zusammenbeißend.

Die Mutter ahnte, was in John vorging. „Paul!" rief sie mit scharfer Stimme, „benimm dich vernünftig! — Denkt der Bengel denn gar nicht an seinen Bruder?!"

John zuckte zusammen. „Warum soll er an mich denken?" fragte er rauh.

Frau Zarnosky machte ein wehleidiges Gesicht. „Laß nur gut sein," sagte sie tröstend, „es kommt auf den, auch auf jenen; es kommt auf jeden einmal. Du kannst auch noch gesund werden."

John hätte am liebsten losgeheult. „Ich möchte hier gern ein bißchen allein sitzen," stieß er hastig hervor, als er seiner Stimme die nötige Festigkeit zutraute.

„Wird das gehen?“ fragte die Mutter beſorgt. „Soll Frau Kalnis nicht wenigſtens bei dir bleiben?“

„Ich will ſie nicht ſehen!“ brach er los. „Ich bin kein kleines Kind! Ich kann allein ſitzen! Ihr ärgert mich bloß!“

„Wir ärgern dich?“

„Ja!!!“

„Man darf es ihm nicht übel nehmen,“ ſagte die Mutter, „er iſt ſo furchtbar nervös.“

John winkte nur ſtumm mit der Hand, ſie möchten verſchwinden, und dieſe Geſte hatte etwas ſo Verzweifeltes und ſo Zwingendes, daß ſich die Eltern denn auch ziemlich raſch mit Paul und Frau Kalnis auf den Weg machten. Aber Dore wurde nach wenigen Schritten auf einem verſteckten Platz zurückgelaſſen, damit ſie auf John, ungeſehen, achtgäbe.

Paul ſprang ſeinen Eltern, aufatmend, voraus. Er meinte, es müſſe heller werden, ſobald er John und den Garten hinter ſich hatte. Anfangs ſchien's ihm auch ſo; aber dann mußte er immer wieder an ihn denken und ſich vorſtellen, wie er ſo allein in der Tannenlaube ſaß. Dazu bewölkte ſich der Himmel, und ein kaum wahrnehmbarer Wind zog mit geiſterhaftem Seufzen durch die Tannenkronen. Ein Waldvogel ſtieß eine Reihe ſchmerzlicher Töne aus und wiederholte ſie dann immer aufs neue.

„Ich könnte weinen,“ ſagte die Mutter, als eine Krähe krächzend über den Wald flog. Der Vater ſchwieg mit gleichmütiger Miene.

„Wir wollen lieber umkehren und nach Hauſe fahren,“ ſtieß Paul leiſe hervor, doch die Eltern

gaben keine Antwort und gingen wie im Traume weiter.

Der Junge blieb hinter ihnen zurück und sah sich mit großen Augen um.

Wie die Bäume standen und starrten! Wie sein Herz klopfte! Wie die Stille im Walde sauste! Oder war es das Blut in seinem Kopf? Er steckte die Finger in die Ohren; aber da wurde das unheimliche Sausen noch stärker. Er reckte sich mit einem zitternden Seufzer und spuckte beklommen auf den Weg.

„Wenn ein Ast sich vom Stamm lösen will," ging es plötzlich durch seinen Kopf, „dann merkt es der ganze Baum."

Und der Wald stand da wie erstarrt, wie versteint, und alle Bäume schienen feindlich und erwartungsvoll auf ihn zu blicken. Paul stieß einen langen, hellen Ton aus, um den Bann zu brechen, der wie über ihm auch über dem Wald zu liegen schien.

Und er erschrak. Denn ein Echo gab den Ton so seltsam wieder; er kam als ein Klagelaut durch die Stille zurück.

Paul graute es plötzlich. Er sprang seinen Eltern nach, um ihrem traurigen Wandern ein Ende zu machen. Die Mutter war bei seinem Ton erschrocken stehen geblieben und sah sich um. „Wollen wir nicht umkehren?" rief er ihr mit forcierter Munterkeit zu. „Kehren wir doch lieber um! Hier ist es ja so langweilig!"

„Ja, wir wollen umkehren," versetzte sie mit Hast und Bestimmtheit. Sie schien den Sinn dieses Wortes erst diesmal zu fassen. „Komm!" sagte sie rasch zu ihrem Mann.

„Schon umkehren?“ brummte er. „Nanu?“

„Hier ist es gräßlich,“ murmelte sie. „Man geht ja hier wie in die Verbannung. — Wer weiß, was ihm noch im Garten passiert?!“

„Was kann ihm da passieren?!“ erwiderte er spöttisch, obgleich er ebenso gern umkehrte wie sie und der Junge.

Paul machte mehrmals den Weg, den seine Eltern nur einmal machten, weil er wie ein junger Hund immer hin und zurück lief. Als sie schon bald am Gasthaus waren, kam er ihnen mit rotem Gesicht entgegengestürzt: „Vater, Mutter, John sitzt bei den Kutschern und spielt Karten! Wir müssen durch die Seitentür gehen.“

Herr Zarnosky wollte sofort hineilen, um John vom Kutschertisch fortzuholen, doch seine Frau stellte sich ihm in den Weg, aus Furcht vor einem Skandal. Sie überredete ihn so lange, bis er ihnen durch die Seitentür folgte; aber er war so wütend, daß er fast keine Antwort gab.

Frau Kalnis saß friedlich auf ihrem Platz, John noch immer in der Tannenlaube wähnend.

„Er sitzt bei den Kutschern!“ herrschte Herr Zarnosky sie an.

Die Augen aufreißend, schlug sie die Hände zusammen. „Bei die Kuhtschers?“ wiederholte sie erbleichend.

Der Kellner kam und fragte, ob etwas gefällig sei. Frau Zarnosky hatte einen Einfall. „Es gibt ja Krebse,“ sagte sie rasch. Und leise zu ihrem Mann: „Bestell welche! Dann wird er bald hier sein.“

John hatte seine Eltern nicht so rasch zurück erwartet, sonst wäre er beizeiten auf seinem Platz gewesen. Und nun wagte er sich nicht in die Tannenlaube, aus Angst vor dem Vater. Als Frau Kalnis ihn in den Garten bitten kam, wurde er aus Angst frech: er käme nicht, er amüsiere sich hier besser. Als sie für Rodenberg zwei Krebse brachte, die John leckrig machen sollten, riß er den Teller an sich und zeigte den wiehernden Kutschern, unter unfeinen Redensarten, wie man Krebse äße. Die Kraft dazu holte er sich fleißig aus Rodenbergs Seidel, das Braunbier mit Rum enthielt. Der alte Kutscher redete ihm zu, mit Frau Kalnis zu gehen; aber John rührte sich nicht. Hier sei es gemütlich. Hier ärgere ihn niemand. Er sei hier unter ehrlichen Menschen.

Der Kutschertisch stand dem Gasthaus gegenüber, jenseits der sandigen Landstraße neben einer alten Eiche. An ihrem bemoosten Stamm hing eine hölzerne Tafel mit Worten, die schon lange nicht mehr zu lesen waren; aber man wußte, daß sie den Heldenmut eines im Kriege gefallenen Brüderpaares priesen. Frau Kalnis ließ ihren schwarzen Rock wieder im Sande schleppen, als sie den Kutschertisch verließ, aus Furcht, John könne ihr etwas Häßliches nachrufen, wenn sie ihn aufzuheben wagte. Ihre Backen glühten, und der Veilchenhut saß schief auf ihrem dünnbehaarten Kopf.

Sobald John mit den Krebsen fertig war, griff er wieder nach den Karten. Rodenberg stand auf und machte sich an den Pferden zu schaffen, in der Hoffnung, daß John dann gehen werde. Vergebens.

Herr Zarnosky junior bot den fremden Kutschern jetzt Brüderschaft an, und wenn er eine Karte ausspielte, so knallte er sie wie die andern mit der Faust auf den Tisch. Die Kutscher hatten die Röcke ausgezogen und saßen in Hemdsärmeln da. Der Kopf des einen war wie eingeschroben in einen mächtigen, feuerroten Fleischwulst, der rings um seinen Hals lief. John mußte immer wieder auf diese rote, faltenschlagende Masse starren. Schließlich bat er den Kutscher um die Erlaubnis, sie betasten zu dürfen. Der Mann hatte nichts dagegen und ließ es gutmütig geschehen. In den Zweigen der Eiche hub ein Vögelchen zu zwitschern an: „Züzüzüzüühe" . . . Die Kutscher achteten nicht darauf; aber John legte den Kopf auf die Seite, machte ein liebliches Gesicht und erwiderte: „Zekü, zekü, zekü" . . . Und die Poesie des einsamen Platzes an der Waldstraße überwältigte ihn plötzlich so, daß er erblaßte.

Frau Kalnis kam abermals durch den Sand gestiefelt, um Rodenberg zu bestellen, daß er sofort an der Seitentür vorzufahren habe. John erhob sich wie im Traum. „Schon? Schon nach Hause?" stammelte er erschreckt.

Als die Familie aus dem Garten trat, sah sie ihn wie einen armen Sünder, der sich nicht zu nähern wagt, mit hängendem Kopf am Zaune stehen. Die Mutter war sofort gerührt. Sie eilte zu ihm hin und führte ihn unter sanften Vorwürfen zum Wagen. Der Vater blickte ihn flüchtig an: „Wir sprechen uns später," sagte er hart und kurz.

Der Wind schien eingeschlafen zu sein, und der

Himmel war klar geworden. Er hing gleich einer rieſengroßen, blauen Glasglocke überm Walde. Die Bäume ſtanden hoch und ſtill, und das taktmäßige Trappeln der Rappen zog wie Muſik durch den ſchweigenden Forſt. John atmete laut und haſtig. Sein Kopf ſank beim Fahren bald nach rechts, bald nach links. Der Vater erhob ſich und wies ihm kurz ſeinen Platz an, weil er ſich dort beſſer anlehnen konnte. Dieſe Fürſorge rührte den armen Sünder bis zu Tränen. Sich ſchneuzend begann er nachzudenken, wodurch er ſich der erwieſenen Güte würdig zeigen konnte. Er ſah mit abbittender Miene vom Vater zur Mutter, und das Denken fiel ihm furchtbar ſauer, weil Rodenbergs Miſchung bei ihm zu wirken begann. Plötzlich griff er mit aufleuchtenden Augen in die Taſche und zog zwei ſandige, bleierne Teelöffel heraus, die er mit triumphierender Miene im Kreiſe herumzeigte. „Für Frau Rodenberg," ſagte er mit Augen, die um Beifall baten.

„Die hat er aus dem Gaſthaus mitgenommen," rief Paul erblaſſend.

„Aber dort gefunden," ſchmunzelte ſtolz der Betrunkene.

Der Vater riß ihm die Löffel aus der Hand und warf ſie aus dem Wagen. „Wir ſprechen uns ſchon zu Hauſe," ſagte er wieder.

John ließ die Unterlippe hängen wie ein arg enttäuſchtes Kind, das weinen will. „Sie trieben ſich doch unterm Kutſchertiſch im Sande herum," ſtotterte er.

Paul hob die Augen zum Himmel auf. „Er

gehört ganz einfach in eine Anstalt," murmelte er, den Kopf schüttelnd.

„Ja, du!" blubberte John gekränkt.

„Wenn es die Kutscher nun gesehen haben?" jammerte Frau Zarnosky.

„Nichts jesehn," stammelte John. „Und sie sind doch nur für Frau Rodenberg."

Er begriff die Menschen nicht mehr, und sie gefielen ihm ganz und gar nicht. Das Leben war eine einzige sonderbare Scheußlichkeit. Und er hatte nichts als Feinde.

Paul hatte sich vorgebeugt und hielt sich das Taschentuch vor die Nase, weil er Johns Alkoholatmosphäre nicht anders ertragen konnte. Von Zeit zu Zeit stieß er indigniert die Luft aus. John beobachtete ihn mit wachsendem Grimm; aber die Stille im Wald zügelte ihn gegen seinen Willen. Frau Kalnis begann schüchtern und wenig erwünscht von der Schönheit des Sommertages zu sprechen und von der Schönheit der hohen Tannen. Niemand erwiderte etwas. Sie verstummte.

Der Wald wich zurück, und die Felder begannen. Paul entfaltete das Taschentuch und fächelte sich seufzend und pustend frische Luft zu. John ließ ihn schweigend gewähren; doch seine Augen weiteten sich vor Wut, seine Hände zuckten krampfhaft hin und her, und auf einmal, noch ehe der Vater es hindern konnte, versetzte er seinem Bruder einen heftigen Schlag in den Rücken.

Frau Zarnosky, die mit geschlossenen Augen dagesessen hatte, schrie laut los, als Paul plötzlich auf

ihren Schoß kippte. Die Kalnis ſchlug die Hände zuſammen und klagte es ſtürmiſch ihrem „jerechſten Vater". John verteidigte ſich mit heftigen Worten. Der plötzliche Tumult im Wagen war ſo groß, daß die Rappen ängſtlich die Ohren ſpitzten und dann ein Tempo begannen, dem der erſchreckte und angetrunkene Rodenberg nicht gewachſen war.

„Die Pferde gehen durch," flüſterte Paul, der es zuerſt bemerkte.

„Was? Was?" wiederholte entſetzt die Mutter, und nun verfiel ſie in ein angſtvolles Weinen und Jammern, das die jagenden Pferde noch mehr erſchreckte.

Dampfend und ziſchend brauſte von links ein Zug daher. Wie das Unheil ſelbſt, ſo glitt er in großem Bogen unaufhaltſam der Chauſſee entgegen, die er vor dem Dörfchen zu kreuzen hatte. Und die Pferde ließen ſich nicht zügeln, obgleich Rodenberg, den das Entſetzen raſch ernüchterte, ſeine ganze Kraft aufbot; ſie jagten jetzt dahin, als wollten ſie mit dem Zug um die Wette laufen. Die Mutter hielt Paul mit geſchloſſenen Augen umſchlungen und merkte nicht, daß John angſtvoll und zärtlich ihre Hand zu faſſen ſuchte. „Ruhe, nur Ruhe!" ſagte Herr Zarnosky, der ſich erhoben hatte und nach Hilfe umherſpähte. Paul hörte ſchon in ſeiner Phantaſie das Krachen, das erfolgen mußte, wenn der Zug über Wagen und Pferde ging, und vor dieſem Krachen graute ihm faſt am meiſten. Gleichzeitig dachte er mit der Lebensfülle der Jugend: ich kann nicht ſterben — und die andern auch nicht; es wird nichts paſſieren.

John lehnte ſich wieder zurück und ſchloß mit ergebener Miene die Augen: ſeine Angſt war plötzlich verflogen. Er dachte: nun brauchſt du nicht allein durch die dunkle Pforte zu gehen; nun geht ihr alle zuſammen. Er ſagte ſich gar nicht, daß er an dem, was vorging, ſchuld war. Ihn quälte nur eins: daß er Peter in der Welt zurücklaſſen mußte.

Seine Todesergebenheit ging in Ekſtaſe über: es dünkte ihn ſchön, an dieſem wundervollen Sommernachmittag mit Vater und Mutter zu ſterben. Ja, ihm war, als flögen ſie ſchon alle zuſammen durch den Himmelsraum, einem gewaltigen Ereignis — Gott entgegen. Er hörte bereits eine ſeltſame Muſik, die ihn ſchon aus dem Jenſeits dünkte. Wie aus der Ferne vernahm er Dores leiſes Beten, und er faltete die Hände, um ihr nachzutun, aber er konnte ſich auf das, was er ſagen wollte, auf das „Vaterunſer" gar nicht beſinnen.

„Feſtgemauert in der Erde . . ." Nein, das war kein Gebet. Doch da ihm nichts Beſſeres einfiel, ließ er ruhig noch ein paar Reihen des Gedichtes folgen, weil er plötzlich fühlte, daß es auf die Worte nicht ankam, daß die Empfindung, die zum Beten treibt, das Wichtigſte iſt.

Nun ging er nicht allein in das große ungewiſſe Land, nicht ohne Schutz, nicht ohne Verteidiger: Vater und Mutter kamen mit — wie beruhigend das war. Und wie ſeltſam es war, daß er nun bald wiſſen würde, was hinter dem Tode kam.

Vor der herabgelaſſenen Barriere ſcheuten die Rappen zurück und bäumten wild in die Höhe.

„Haltet ſie!“ ſchrie Herr Zarnosky ein paar herbeieilenden Männern zu; denn nun wollten die Tiere nach der Seite, um durch den Graben ins Feld zu jagen oder auch auf die Schienen, und der Zug tauchte hinter dem nächſten Gehöft auf. „Haltet ſie!“ ſchrie Herr Zarnosky noch einmal, weiß wie der Tod im Geſicht, und alle ſtanden jetzt im Wagen, bereit, im letzten Augenblick herauszuſpringen. Aber es gelang den kräftigen Männern, die Pferde zum Stehen zu bringen.

Elftes Kapitel

Unförmige Wolken zogen wie ſeltſame Tiere durchs Himmelsblau. Es war Nacht, und die Mondſichel lugte gleich einem gelben, ſchielenden Auge über die Wolkentiere herüber. „Er ſcheint; aber ich kann ihn hier nicht ſehen," murmelte John, der im Nachthemd am Fenſter ſaß und Selterwaſſer trank. Sein Wohn- und Schlafzimmer war jetzt der Saal in der elterlichen Wohnung, weil er die Treppe zu ſeiner eignen nicht mehr hinaufſteigen konnte, und dann war es auch oben zu heiß für ihn geworden.

Im Saal war faſt alles rot. Tapete, Türen, Vorhänge, der Samtüberzug der Möbel, die Teppiche, alles war rot. Rote Stoffe deckten auch den ſchwarzen Flügel und den dunkeln Tiſch. Auf den großen, düſteren Ölgemälden, die allerdings goldene Rahmen hatten, war die rote Farbe die vorherrſchende. Das war Zarnoskyſcher Geſchmack. Dann gab es noch zwei vergoldete, weiße Vaſen im Saal, die mit roten Blumen gefüllt auf ſchwarzen Ständern ſtanden, es gab da noch einen dunkel gerahmten großen Spiegel und einen alten Meſſingkronleuchter in roter Muſſelinhülle.

Neben dem roten Sofa ſtand jetzt Johns Bett, ſein niedriges, breites, dunkles Bett, das in Form und Farbe ganz gut in den Saal hineinpaßte. John graute es in der Nacht beim Anblick der vielen roten Seſſel, die ſo ſtill und leer um den Tiſch und an den Wänden ſtanden, und am meiſten graute ihm dann vor den geflügelten ſchwarzen Drachen, die die Tiſchplatte trugen. Er ſah die Drachen im Traum auf ſeinem Deckbett kauern und ihn bedrohen, oder er hörte ſie, nach ihm ſuchend, durchs Zimmer ſchwirren, während er ſich in wilder Angſt hinter einem Seſſel zu verbergen ſuchte. Wachte er auf, ſo glaubte er ihre großen, ſchrägen Augen böſe und lauernd auf ſich gerichtet zu ſehen. Der Tiſch war eine Qual mehr für ſeine Nächte; aber das verriet er niemand, dazu war er viel zu ſtolz.

Der Saal hatte drei dicht verhängte Fenſter mit purpurnen Übergardinen. John thronte auf einem roten Seſſel an dem Fenſter, das ſich ſeinem Bett zunächſt befand, vor ſich ein Tiſchchen mit Selterwaſſer beſetzt. Er hatte die Gardine ein wenig zur Seite geſchoben und blickte mit traurigen Augen bald nach dem Himmel, bald in die totenſtille Grätengaſſe. Von Zeit zu Zeit beugte er ſich vor und lauſchte angeſtrengt nach der letzten Saaltür hin, die in das Schlafzimmer ſeiner jüngeren Brüder führte. Dort wurde noch geflüſtert und halblaut gelacht. Auf ſeine Koſten, dünkte es John. Wenn er ſeinen Namen zu verſtehen glaubte, machte er jedesmal eine Bewegung mit dem Kopf, als ob er ein Inſekt verſcheuchen müſſe.

Das Licht des Mondes erhellte die linke Seite der Grätengaſſe mit einer matten, geiſterhaften Helle. Die alte, enge Straße, in der nur noch wenige Laternen brannten, mündete gleich einem Rohr auf einen breiten, tiefen Strom, in den ſchon manch Betrunkener in dunkler Nacht hineingetorkelt war. Johns Züge belebten ſich, als ein einſamer Wanderer vor dem Fenſter auftauchte und über die Straße nach der Grätengaſſe ging. Den Sargtiſchler erkennend, zog er ſich hinter die Gardine zurück, um ſeinen Todfeind ungeſehen zu beobachten. Der Tiſchler blieb auf der gegenüberliegenden linken Ecke neben der Laterne ſtehen und grinſte höhniſch zu Johns Fenſter herüber. Die wenigſten wußten, warum er die Familie Zarnosky ſo haßte, und die Zarnoskys wußten es ſelbſt nicht; außer Onkel John: der Märchenerzähler und Verleumder wußte es.

Nach einer Weile löſte ſich der Tiſchler von dem Laternenpfahl und ging torkelnd die Straße herunter. Jetzt erſt bemerkte John, daß er ſtark betrunken war und ſich nur mit Mühe aufrecht erhielt. Am nächſten Laternenpfahl ſah er ihn wieder ſtehen bleiben und mit der Fauſt herüberdrohen. John lachte; aber ſeine Zähne ſchlugen vor Begier zuſammen, wenn er ſich vorſtellte, er beſäße noch ſeine alte Kraft und könne jetzt hinlaufen, um den Kerl durchzubläuen.

Die linke Seite der Grätengaſſe hatte noch immer ihre geiſterhafte Mondbeleuchtung, doch ſchon trieben große Wolken heran, um den blanken Halbmond zu verſchlingen. Der Tiſchler war weitergetorkelt und bei ſeinem Häuschen angelangt, ohne es zu bemerken,

wie es ſchien. John ſah, wie er ohne zu zögern daran vorbeiſchwankte. Zwei Häuſer weiter drehte er um und ging auf die andere Seite der Straße, und dann ging er wieder vorwärts. Darauf wurde es recht dunkel, denn nun hatten die Wolkentiere den Mond verſchlungen.

Als der Mond wieder hervorbrach, war von dem Tiſchler nichts mehr zu ſehen. Die Grätengaſſe lag ſtarr und ſtill wie eine Leiche da, und die Laternen hielten die Totenwacht. John nahm an, daß der Betrunkene entweder nach Hauſe gefunden hatte, oder daß er ſeinen Rauſch in irgendeinem offenen Torweg ausſchlief. Daß er verunglückt ſein könne, hielt er kaum für möglich.

Das Starren in die leere Straße hatte ihn müde gemacht, er ſtand auf und legte ſich ins Bett. Aber der Schlaf wollte trotzdem nicht kommen. Immer wieder mußte er an den ſchönen Nachmittag denken, als er zuſammen mit Vater und Mutter zu ſterben glaubte. Nun ſollte er wieder allein in das große ungewiſſe Land. Und er wollte nicht, es graute ihm zu ſehr davor. Alle ſollten ihn begleiten, ſeine ganze Familie.

Und das war doch nicht möglich ...

Gegen Morgen erwachte er nach einem ſchönen Traum und ganz ohne die traurige Muſik, die ſtets beim Erwachen in ſeinen Ohren zu klingen pflegte. Ihm hatte geträumt, er küſſe große, weiche, violette Blumen, und das war ſo angenehm geweſen, ſo ſchön, ſo beruhigend. Ihm war ſo wohl geweſen im Traum, und auch noch viel beſſer war ihm als ſonſt.

Er ſehnte ſich jetzt nur nach Blumen, nach vielen weichen, kühlen Blumen, in die er ſein Geſicht hineinbetten konnte wie in ſeinem Traum.

Um ſieben klopfte es. Frau Kalnis brachte einen Roſenſtrauß, den Onkel John geſchickt hatte.

Wunder über Wunder, dachte John entzückt, und wie ein Rauſch überkam ihn die Hoffnung, er könne vielleicht doch noch geſund werden.

Da er ſich ſo wohl fühlte, ſtand er bald auf, um ſich auf die Veranda zu ſetzen. Als er heraustrat, wurde er ſofort von Peter entdeckt, der ſchon Turnübungen auf den Rollwagen vollführte. Fröhlich meckernd kam das Tier dahergeſtürmt, warf die Vorderbeine hoch in die Luft und fiel ſeinem Herrn buchſtäblich in die Arme.

„Herr Johnche!“ rief Rodenberg vom Pferdeſtall her. „Se ſollen mal jleich was Neies heren kommen!“

Johns Herz begann vor Neugier zu klopfen. Vielleicht kommt noch mehr Gutes, dachte er. Peter am Halsband nehmend, humpelte er ſo ſchnell er konnte über den Hof. „Na?“ fragte er den ſtrahlenden Kutſcher.

„Der Beeſe is dieſe Nacht beſoffen im Waſſer jefallen und ertrunken.“

„Das iſt gut! Das iſt gut!“ rief John mit triumphierender Miene und den zuckenden Bewegungen eines Hampelmannes.

„Ich frei mir ja auch,“ ſagte Rodenberg bieder.

„Ich hab' ja zugeſehen, wie er in der Nacht durch die Grätengaſſe nach dem Waſſer ging,“ ſtam-

melte John, den die Neuigkeit förmlich elektriſierte. „Er war mächtig im Tran. Und alle Augenblicke iſt er ſtehen geblieben und hat nach unſerm Hauſe gedroht.“

„Die Wichſe, die uns der Schuft damals beide einjetragen hat, was?“ fragte Rodenberg mit zwinkernden Augen.

John lachte bereitwillig mit. Wie ein Rauſch war aufs neue die Hoffnung über ihn gekommen, er könne — wenn ſo viel Unerwartetes geſchehen konnte — auch noch geſund werden.

Aber als er wieder auf der Veranda ſaß, da wußte er plötzlich nicht mehr, ob das, was er ſoeben gehört zu haben glaubte, Traum oder Wirklichkeit geweſen war, und ihm wurde ganz ſonderbar und ſchwindlig. Die Wirklichkeit ſchien ſich langſam von ihm zu entfernen, alle Geräuſche wurden leiſer, alle Farben matter, und er wurde immer ſchläfriger, je weiter alles von ihm fortwich. Mit einem angſtvollen Lachen griff er nach Peter, der wie ein treuer Hund an ſeiner Seite ſtand.

Alles geht von dir, dachte John, aber der verläßt dich nicht.

Wie warm Peter war. Und wie voll von klopfendem Leben. Und das wollte er töten?!

Das Tier ſah ſeinem Herrn vertrauensvoll ins Geſicht. John wandte den Blick zur Seite und reichte ihm allen Zucker, den er bei ſich hatte. Dann ſtand er auf. „Wir müſſen friſches Öl auf die Lampe gießen,“ murmelte er, „ſonſt geht ſie aus.“ Er ſchob Peter auf den Hof und begab ſich hinein zu der

großen Flasche, aus der er tagtäglich Beruhigung und Kräfte bezog.

Seit jenem häßlichen Abend im Gewürzladen erinnerte John diese Flasche immer wieder an den Ölkrug der biblischen Witwe, denn sie wurde wie einst dieser niemals leer. John konnte aus der Flasche trinken, soviel er wollte; unsichtbare Hände füllten sie immer aufs neue voll. Aber der Kognak schmeckte ihm nur noch selten wie früher, und er vertrug auch nicht mehr viel. Er trank jetzt weniger zum Vergnügen, er trank, um existieren zu können, um nicht vor Schwäche, Unruhe und Schmerzen zu vergehen.

Im Saal war es angenehm kühl nach der Hitze draußen. Frau Kalnis saß strickend und hustend an einem der Fenster und sagte kein Wort, als John ein Wasserglas bis zur Hälfte mit Kognak füllte, das er dann, in seinen Sessel gelehnt, langsam leerte. Sein Gedächtnis kehrte zurück. „Wissen Sie das Neuste?" fragte er Dore.

„Daß der Tischler ins Wasser jefallen is? Ja, das weiß ich."

„Na, was sagen Sie dazu?"

„Is gut. An dem war nichts dran. Die Frau wird froh sein."

„Er ist ins Wasser gefallen, weil ich es wünschte," prahlte der Trinker.

„Stuß!" murmelte Dore.

„Hier hab' ich in der Nacht gesessen und zugesehen, wie er nach dem Wasser torkelte. Und da hab' ich gewünscht, was ich konnte, er möchte reinfliegen — und da is'r reingeflogen."

„Pfui! Dann ſind Se ja e Mörder!“ krähte Dore.

„Stuß!“ echote John.

Nun hatte er wieder Kraft und Unternehmungsgeiſt, die Schläfrigkeit war gewichen. Die Neuigkeit von heute morgen hatte ihn ſenſationslüſtern gemacht, neugierig ſpähte er durch die Gardine die Grätengaſſe herunter nach dem kleinen, braunen Häuschen, das dem Tiſchler gehörte. Und je länger er nach dem Häuschen blickte, deſto mehr verlangte es ihn, hinzugehen und die Leiche zu ſehen. Er liebte es, Leichen zu betrachten, er konnte ſich nicht ſatt ſehen an ihren ſtillen Geſichtern; das Geheimnisvolle in der Ruhe des Totenantlitzes zog ihn immer aufs neue an. Er gab ſeiner Mutter nur kurze Antworten, als ſie ſich liebevoll nach ſeinem Befinden erkundigte; er wollte fort und ſobald wie möglich. Kaum hatte man ihn nach dem Frühſtück allein gelaſſen, ſo ſtand er auf und verließ den Saal, um ſeiner Sehnſucht zu folgen.

Auf der Grätengaſſe lag das Sonnenlicht ſo ſchwer wie ein Alp. Die Straße war wenig belebt, und die meiſten Fenſter waren verhängt, was den Häuſern ein blindes, totes, abweiſendes Ausſehen gab. Auf einem Hof ſpielte eine verſtimmte Leier eine unſchöne Melodie. Die Töne zogen rauh und ſchrill durch die ſtille, trockne Luft. Von Zeit zu Zeit ſprang die Melodie wie toll vor Hitze in die Höhe, um dann jedesmal mit einem häßlichen Schnarren zu enden. John biß die Zähne zuſammen, denn er konnte keine Muſik hören, ohne nicht weinen zu müſſen. Es fror ihn bald vor Unbehagen, trotz der

Hitze, und die Musik erpreßte ihm Schweißtropfen. Er hatte schon Lust umzukehren; aber das kleine braune Haus lockte ihn unwiderstehlich.

Auch dort waren alle Fenster verhängt, so daß von außen nichts zu erspähen war. Scheu wie ein Dieb trat John in den Flur und sah durch das kleine Fenster in der Stubentür. Es war von innen mit einem roten Gardinchen verhüllt, durch dessen gehäkelte Spitze man bequem hindurchblicken konnte. John sah die Frau des Tischlers still und vergrämt an einem Tisch sitzen und nähen. Auf dem Fußboden kauerte ihre schwachsinnige kleine Tochter und spielte, unaufhörlich die Lippen bewegend und die Zähne fletschend, mit einer zerrissenen Puppe. Das Bild war unschön und traurig — und von einer Leiche war nichts zu sehen. Entweder befand sie sich in der Hinterstube, oder sie war auch gar nicht im Hause. John wandte sich hastig ab und verließ rasch den Flur.

Vor der Haustür blieb er wieder stehen und starrte, gegen seinen Willen gefesselt, auf das große, schmutzige Schild des Verunglückten.

Solch einen Holzsarg wie da auf dem Schild bekam er nicht, er bekam natürlich einen schönen, weißen Zinksarg, — und der wurde über ihm verlötet, so daß er nicht mehr heraus konnte.

Er wollte nicht verlötet werden. Er wollte lieber so, wie er ging und stand, zur Hölle fahren, als verlötet werden.

Was dachte er immer ans Sterben?! Er konnte ja auch noch gesund werden.

Die Hitze verursachte ihm Schwindel und Herz-

klopfen, es wurde ihm bald heiß, bald kalt. Dazu ſchoſſen noch immer die ſchrillen Leiertöne wie Raketen durch die Luft, und es roch nach qualmendem Pech, das in einiger Entfernung auf der Straße gekocht wurde. John wurde es ſo übel und ſo wirr im Kopf; er wußte nicht mehr, wo er war. Die gellenden Töne ſchienen ſchadenfroh gegen ihn anzuſpringen, ſchienen ihn umwerfen zu wollen. Es ſah aus, als wolle er tanzen, ſo drehte er ſich plötzlich um ſich ſelbſt.

„Solch eine Frechheit," ſtammelte er. „Ich . . .," er griff in die Luft und fiel beſinnungslos zur Erde.

Zwölftes Kapitel

Es brannte eine Lampe im Saal, und Johannes ſaß bei John am Bett und unterhielt ſich mit ihm in ängſtlichem Flüſterton; denn draußen zog ein ſchweres Gewitter herauf. Es war drei Tage her, daß man John bewußtlos in der Grätengaſſe fand. Seitdem lag er feſt zu Bett.

„So ſchwarz, ſchwarz iſt der Himmel," wiſperte Johannes, ſich ſchüttelnd.

Wenn die Welt doch untergehen möchte, dachte der Kranke, wenn die Erde ſich doch auftun möchte und uns alle miteinander verſchlingen!

„So ſchwarz wie Onkel Chlodwigs Sofa," ſetzte Johannes hinzu.

„Ja," ſagte John, „und dahinter ſteht vielleicht noch glänzend die Sonne. Zu denken!"

Der Idiot knackte verlegen mit ſeinen mageren Fingern. „Hab Angſt, hab Angſt," ſtammelte er.

John blickte ſtarr vor ſich hin. „Erſt alles ſchwarz," murmelte er, „alles trüb und dunkel. Aber dahinter kommt vielleicht die Sonne — die nie mehr untergeht." Plötzlich fuhr er heftig in die Höhe. „Hörſt du, wie es bröckelt?" flüſterte er erregt. „Sie machen

mich entzwei, ohne daß ſie mich anrühren, ohne die Hände zu bewegen."

„Wer? Wer?"

„Dort!" John zeigte nach der Tür, die in das Zimmer ſeiner Brüder führte, und dann nach der Tür zum Eßzimmer. „Dort und überall!" ſtöhnte er.

Und nach einer Pauſe: „Sie wünſchen mir den Tod, damit ich ſie nicht länger geniere. Sie füllen mir immer wieder die Flaſche voll, damit ich mich nur raſch totſaufe. Aber ich nehm' welche mit, ich geh' nicht allein. — Hier . . .," er zog mit zitternden Händen unter dem Laken ein Päckchen hervor und zeigte es Johannes. „Schlafpulver, die ich nicht genommen habe, die ich für andre aufſparte. Ja . . ." und er lachte wie ein Blöder, und der Schwachſinnige lachte mit.

Die ins Entree führende Saaltür wurde ungeſchickt aufgeriſſen, und Markus, Johannes' Bruder, ſtürmte aufgeregt herein. „Tante Anna, Tante Anna, ein Küßchen, bloß ein Küßchen!" rief er mit ſchmelzender Stimme, indem er ſich verſchämt das eine Auge mit der Hand verdeckte.

„Idiot!" knurrte Johannes, der ſich gegen Markus die Klugheit ſelbſt dünkte und dieſen immerfort ſchalt und berief, wenn ein Dritter zugegen war, aus Furcht, man könne ihn ſonſt für ebenſo einfältig halten wie ſeinen Bruder. „Scher dich raus!" herrſchte er ihn an.

Der baumlange Markus prallte einen Schritt zurück; denn obgleich er eine ungeheure Kraft beſaß, hatte er doch ziemlich viel Reſpekt vor ſeinem älteren

und klügeren Bruder. „Johnche erlaubſt, Tante Anna, Tante Anna ſprechen?“ fragte er beſcheiden, den unförmigen Kopf auf eine Seite gelegt.

„Das muß ich mir erſt eine Stunde überlegen,“ ſcherzte John.

Markus verzehrte ſich faſt in Liebe zu Tante Zarnosky. Dieſer heimtückiſche, wenig folgſame Idiot wurde unter ihren Blicken ein ſanftes, aufs Wort gehorchendes Kind. Für Frau Zarnosky hätte Markus ſich kreuzigen laſſen. Er ſtieß einen Freudenſchrei aus, als ſeine Angebetete in den Saal trat. „Tante Anna, Tante Anna,“ ſchrie er erregt, „neue Stiefel, neue Stiefel!“ Und dabei hob er den einen Fuß, um die neuen Stiefel zu zeigen, ſo hoch in die Höhe, daß er beinahe das Gleichgewicht verlor.

Frau Zarnosky lud ihn ein, zu Paul und Leo ins Eßzimmer zu gehen, da ſein lautes Weſen den Kranken angriff. Markus drehte ſich indeſſen ſo lange ſeufzend an der Tür herum, bis ſie ihm vorausging.

Johannes ſah ſeinem Bruder mit rollenden Augen nach. „Idiot, Idiot!“ ſchimpfte er, ganz rot im Geſicht.

„Und dieſer Idiot,“ ſagte John bedeutungsvoll, „wird deine ganze Geſellſchaft ſein, wenn ich erſt tot ſein werde.“

Johannes verſtand das nicht; aber es ängſtigte ihn trotzdem. „Willſt wirklich ſterben?“ fragte er leiſe.

Der Kranke ſeufzte. „Es wird mir nichts anders übrig bleiben,“ entgegnete er.

„Johnche,“ wiſperte Pfarrer, „wenn's nich ſehr weh tut, komm ich auch.“

John verzog das Geſicht. „Soll ich dir meine Piſtole geben?“ fragte er freundlich.

„Neinei! Spaß jemacht! Spaß jemacht!“ ſtammelte Johannes erſchreckt.

„Tut ja nicht weh,“ ſcherzte John. „Ein Knall — und du biſt weg und gleich im Himmel, wo es Zigarren und Bratäpfel und Glacéhandſchuhe haufenweis gibt.“

Der Schwachſinnige ſenkte beſtürzt den Kopf. „Im Sommer...,“ begann er auf einmal, und dann ſtockte er ratlos.

„Was iſt im Sommer?“ fragte John.

„So ſchön! So ſchön!“

„Und da möchteſt du nicht weg! Was?“

„Nein,“ flüſterte Johannes.

„Aber wenn ich nun ſterbe,“ fuhr John mit erzwungener Ruhe fort, „kann morgen, kann übermorgen ſein, dann wirſt du es ſchlecht haben. Für die andern biſt du doch nur ‚der Idiot‘. Wer wird ſich mit dir unterhalten? Und eure Marie, die wird für euch noch miſerabler kochen als jetzt, wenn ich nicht mehr ſchmecken kommen werde. Sie wird euch hungern und frieren laſſen...“

„Neineinei!“ winſelte Johannes. „Wirklich wahr? Wirklich wahr?“ jammerte er.

„Gewiß,“ entgegnete John. Aber dann tat ihm der arme, beſtürzte Burſche leid. „Na,“ ſagte er, ſich zu einem Lachen zwingend, „vielleicht gibt es auch noch einen andern Ausweg, als — ich will mal nachdenken, was ich noch für euch beide tun kann.“

„Ach ja! —“ ſagte Johannes, und ſeine ganze

Todesangſt und ſeine ganze Lebensgier war in dem Zittern ſeiner Stimme.

„Nun geh!“ flüſterte John. „Ich bin müde, ich will ſchlafen. Das Gewitter kommt noch nicht ſo raſch.“

„Und du wirſt? Wirſt . . .?“

„Ja, ja . . .“

Als der Schwachſinnige gegangen war, ſchloß John die Augen und weinte.

Auch der wollte nicht ſterben. Selbſt ſo ein hilfloſer, von allen verſpotteter, armer Idiot hing am Leben — — es war ſo ſchön im Sommer . . .

Und ſeiner Familie wünſchte er den Tod. Und Peter wollte er erſchießen. Nein! Nein! Mochte Onkel John Peter nehmen. Mochte alles leben, was da leben durfte. Es war ſo ſchön im Sommer . . .

Dreizehntes Kapitel

Der Vater kam und saß an seinem Bett, Onkel John kam, Onkel Chlodwig, auch Eugen saß oft bei ihm. Die Mutter war vom Morgen bis zum Abend um ihn, und der Arzt erschien jeden Tag. Paul und Leo betraten den Saal nur selten. Auf ihre Fragen nach seinem Befinden erhielten sie auch nur selten eine Antwort von John, und doch war er auf ihre Besuche am stolzesten. Meistens lag er ganz ruhig da, und die Fliegen umsummten seinen Mund.

Einmal, während niemand bei ihm war, ergriff ihn entsetzliche Todesangst. Sich wild aufrichtend, umklammerte er krampfhaft den Bettstollen und rief: „Ich geh' nicht fort, eh' ich nicht weiß, wohin es geht!" Frau Zarnosky hörte es bis auf der Veranda; aber sie vermochte sich vor Schreck und Entsetzen nicht von der Stelle zu rühren. Sie schickte Onkel Chlodwig zu ihm, und dann schickte sie zum Pfarrer, damit er John von Gott und dem ewigen Leben spräche.

Die Nachmittagssonne strömte ihren Glanz durch die purpurnen Fenstervorhänge, als der Geistliche,

hoch und würdevoll, in den Saal trat. Er war der Sohn eines Bauern und trat auch in Krankenstuben nicht leise auf. Als er durch den stärksten der roten Lichtströme ging, flammte sein rötlichbrauner Vollbart wie Zunder auf, und sein starkknochiges, fanatisches Gesicht schien in diesem feurigen Rahmen zu übermenschlichen Dimensionen anzuschwellen. Er war großartig anzusehen, wie er so durch den Glanz schritt mit der Zuversicht seines Dünkels und seines Glaubens. Er fixierte John so lange, bis dieser verlegen die Augen niederschlug. „Wie geht's, mein lieber Konfirmand?" fragte er liebevoll und pathetisch, während sein Bart erlosch und sein Gesicht zusammenschrumpfte.

John schob seine zitternde Trinkerhand mit Anstrengung in die ausgestreckte feste Rechte des Pfarrers, murmelnd, daß es ihm schlecht ginge.

„Wir haben den lieben Herrgott und unsern Herrn Christus vergessen, nicht wahr?" fragte der Geistliche in eindringlichem Flüsterton.

„Ja," stotterte der Trinker mit einem kindischen und albernen Lachen.

„Wir haben vergessen, was wir vor dem Altar gelobten, nicht wahr, mein lieber John?"

„Ja."

„Und wir sind böse und gottlos gewesen?"

„Ja."

„Und wir bereuen jetzt, ist es nicht so?"

„Ja." — John war bereit, zu allem „ja" zu sagen, was der Pfarrer ihn fragte. Es ging eine faszinierende Macht von diesem Bauernsohn aus,

der er in seiner Schwachheit nicht gewachsen war. Vergebens suchte er seine Blicke aus denen des Fragenden zu reißen; er zog sie immer wieder an sich. John lag wie gefesselt da, und seine Seele kämpfte erfolglos gegen den Starken an seinem Bett.

„Ist Ihre Reue auch aufrichtig? Fühlen Sie aufrichtige Reue?" fuhr der Geistliche noch eindringlicher fort.

„Große Angst," stammelte der Kranke.

„Wir wollen beten!" — Das klang wie ein gedämpfter Posaunenstoß, wie der selbstbewußte Ruf eines bevorzugten Vasallen um Audienz bei seinem Herrn. John schloß ermüdet die Augen und ließ ihn reden, was er wollte. Er hörte kaum zu; aber seine Verzweiflung wurde doch stiller unter dem warmen Strom von Glauben und Zuversicht, der sich mit den Worten des Betenden über ihn ergoß.

„Hören Sie auch zu?" fragte plötzlich der Pfarrer.

„Ja," sagte John leise.

„Beten Sie auch mit?"

„Ja."

„Wird Ihnen leichter ums Herz?"

„Ja."

„Und Sie bereuen? Voll Vertrauen auf einen barmherzigen und gnädigen Gott?"

„Ja."

„Der Glaube kann Berge versetzen!" rief der Pfarrer, daß es dröhnte. Und dann leiser: „Wenn Sie von ganzem Herzen bereuen, dann wird der Herr Ihre Sünden auslöschen, und Sie werden eingehen zur ewigen Seligkeit."

„Zur ewigen Seligkeit?“ flüſterte ungläubig der Trinker.

„Ja! Zu den Asphodill- und Lilien-Fluren, zu den Scharen der Seligen mit den goldenen Harfen.“ Die Augen des Sprechers leuchteten verzückt.

„Asphodill- und Lilien-Fluren?“ wiederholte John wie ein Kind. „Und darüber ein Oſterhimmel, nicht wahr?“

„Nein! Gott darüber!“ ſagte laut und feierlich der Geiſtliche.

John zuckte in plötzlicher Ergriffenheit zuſammen, und der Pfarrer erhob ſich.

„Der Herr laſſe ſein Antlitz über dir leuchten und ſchenke dir ſeinen Frieden!“ murmelte er voller Inbrunſt, die große, feſte Hand ſegnend über den Todgeweihten gereckt. Und dann ging er mit feſten Schritten von dannen, umfloſſen von der Pracht ſeines Dünkels und der Zuverſicht ſeines Glaubens. Frau Kalnis öffnete ihm, demütig wie ein Hund, die Tür. Als er ihr die Hand hinſtreckte, durchfuhr ſie dieſe Herablaſſung wie ein Blitzſtrahl.

John dachte an die Asphodill- und Lilien-Fluren; ſeine Phantaſie ſchuf Bilder auf Bilder. O ja, er hatte ſchon Luſt, nach jenen Fluren auszuwandern, nur glaubte er nicht, daß ſie exiſtierten. All das waren ſchöne Märchen für Kinder und Schwachſinnige.

„Na, wie iſt Ihnen jetzt?“ fragte Frau Kalnis, noch ganz heiß von dem Händedruck.

John machte mit Gewalt ein verſchmitztes Geſicht. „Wiſſen Sie was,“ entgegnete er, „der Mö-

vius hat direkte Telephonverbindung mit dem lieben Gott."

„Da!" rief ſie enttäuſcht. „Is das alles, was d'r Mann bei Ihnen ausjerichtet hat?"

„Ich bin ſchon angemeldet auf den Asphodill- und Lilien-Fluren," ſpöttelte er weiter, „und eine goldne Harfe iſt auch ſchon für mich beſtellt. Bei Petrus und Kompanie. Aber nobbel, ſag ich dir!"

„Schämen Sie ſich!" ſchalt die Wärterin. „Sie verdienen nich, im Himmel zu kommen! Sie werden auch nich!"

„Ich will auch gar nicht," brummte er, „ich will hier bleiben und geſund werden. Es iſt mir noch lange nicht genug!"

„Noch nich jenuch jetrunken, was?"

„Alles noch nicht genug," murmelte John, unnatürlich die Augen aufreißend.

„Wenn der Mövius mein Vater geweſen wäre," ſagte er nach einer Weile, „dann würde ich jetzt nicht hier liegen; dann wäre ſchon was aus mir geworden."

„Sie beleidjen Ihren Vaterche!" zeterte Dore. „Hat er nich alles für Sie jetan, was ſein muß und ſein kann?!"

„Er hat es nicht verſtanden," murmelte John.

„Was ſagt er?" fragte Frau Zarnosky, mit geröteten Augen ins Zimmer tretend.

„Er phantaſiert e bißche," half ſich die Wärterin.

Frau Zarnosky ließ ſich am Krankenbett nieder und ergriff ſtill und mit den Tränen kämpfend ihres Sohnes Hand. „Heul doch nicht immer!" hätte John am liebſten gerufen; aber er wollte die Mutter nicht

kränken und auch nicht zeigen, daß ihm ihre Tränen eine Qual waren. Er ſchloß die Augen und tat, als wolle er ſchlafen.

Als ſie ihn eingeſchlafen glaubten, ließ Frau Zarnosky ihren Tränen freien Lauf und ſagte flüſternd zu Dore: „Lange wird es nicht mehr dauern."

„Neinei," entgegnete dieſe.

„Ich darf mir wohl keine Vorwürfe machen," fuhr die Mutter fort. „Ich hab' wohl für ihn getan, was in meinen Kräften ſtand."

„Das haben Se," beſtätigte die Wärterin.

John tat ſich Gewalt an, um ſein Wachſein zu verbergen; aber es wollte ihm nicht gelingen: ſein Herz zerſprang vor Zorn und Angſt. „Ihr könnt mir alle geſtohlen bleiben!" ſtieß er verzweifelt hervor.

Frau Zarnosky ſprang beſtürzt auf. „Aber lieber Junge — —" ſtotterte ſie.

Dore beruhigte Mutter und Sohn. Sie gab John Medizin ein und glättete ſeine Kiſſen, wobei ihr Mundwerk auch nicht einen Augenblick ſtillſtand. Trotzdem überhörte ſie nicht das ſchüchterne Klopfen an der Tür. „Das is der Pfarrerche," ſagte ſie, reſolut „herein" rufend.

Und es war der Pfarrerche. „Wie geht's? Wie geht's?" fragte er, unter Verbeugungen näher tretend.

„Beſſer natürlich," erwiderte Frau Zarnosky, und ihre weinerliche Stimme ſtand in lächerlichſtem Gegenſatz zu ihren Worten. John hätte aus der Haut fahren mögen.

Johannes ſchlingerte ſich unter verlegenem Händereiben bis zum Bett, ſetzte ſich auf die Kante des

Stuhls, den Frau Zarnosky verlassen hatte, und machte hungrige Augen. „Schon Abendbrot, Abendbrot jejessen?“ fragte er verschämt im Kreise herum.

„Gib ihm doch was!“ sagte John rasch zu seiner Mutter.

„Sie sind immer bei App'tit, Herr Pfarrerche liebes, nich wahr?“ schmunzelte Dore.

Johannes sah sie unwillig an. „Wirst jefracht? Wirst jefracht?“ versetzte er indigniert.

Er bekam ein großes Schinkenbrot, das er mit stummer Wollust ergriff. Seine langen, nicht ganz sauberen Finger umklammerten es fest und zärtlich. „Schön, schön ... Danke, danke!“ stammelte er mit halbgeschlossenen Augen.

„Na, Pfarrer, wie ist's mit dem Himmel?“ fragte ihn John ganz leise.

Der Schwachsinnige lächelte leer und ängstlich. „Noch e bißche warten; nächstes Jahr, nächstes Jahr.“

„Na, ich weiß was,“ fuhr John ebenso leise fort, „Frau Kalnis soll zu euch ziehen, wenn ich tot bin.“

Johannes warf Dore ganz von untenauf einen unbeschreiblichen Blick zu. „Meinst, meinst?“ entgegnete er ziemlich zerstreut, denn das Schinkenbrot nahm seinen ganzen Menschen in Anspruch.

„Ich möchte mit dir tauschen,“ flüsterte John, die Augen schließend.

Und er öffnete sie nicht mehr an diesem Abend. Doch im Geiste sah er sein ganzes Leben an sich vorüberziehen: Sommer und Winter, Lenze und Herbste; eine lange Kette von Tagen, die einst ge-

weſen. Dabei wurde er ſchläfrig und ſchlief ein. Und ſeine Träume waren nicht ſchrecklich, wie in den meiſten Nächten; ſie hatten etwas Stilles, Wehmütiges und Fernes, und manchmal waren ſie auch ſchön. Einmal ging er im Traum über die Asphodill- und Lilien-Fluren, auf denen weiße Schafe im Sonnenſchein graſten und ein Hirte auf einer Schalmei ein weltfremdes Lied ertönen ließ. John hörte ganz deutlich eine wunderbare Melodie, die ihn ſo packte, daß er erwachte; aber er öffnete nicht die Augen und ſchlief bald wieder ein.

Nun flog er durch die Nacht unter lauter Schattengebilden; ſelbſt ein Schatten: das Leben lag hinter ihm. Und das gab ihm ein Gefühl, als ſei eine Tür hinter ihm zugefallen, die ſich nie mehr öffnen würde, ſoviel er auch bitten, flehen und ſchreien würde. Doch dieſe Empfindung erweckte nur ein ganz mattes, unklares Entſetzen in ihm. Er flog über meilenweite Schneefelder, auf denen ſich dunkle Ungeheuer wanden, tief, tief unter ihm. „Wir können dir nichts mehr tun," klang es zu ihm herauf, „denn du biſt ja ſchon tot." Peter (den er erſchoſſen zu haben glaubte) kam ihm entgegengeſtürmt und begrüßte ihn mit lautloſer, ſchattenhafter Freude. Sobald er ihn faſſen wollte, zerfloß das Tier, um ſich dann wieder zu einem nebelhaften Gebilde zuſammenzuſetzen. John bereute bitter, daß er ihn getötet hatte. Das kümmerlichſte Leben, dachte er, iſt tauſendmal beſſer als tot ſein.

Es wurde ſehr früh Tag im Saal, weil das mittelſte der Fenſter auf ſeinen Wunſch unverhängt

geblieben war: er wollte doch das Licht genießen, ſolange er noch konnte. Und nun kam ſchon früh die Sonne zu ihm herein und weckte ihn ganz leiſe auf. Die Augen öffnend, ſah er ſich ratlos um: war er denn nicht geſtorben? Ihm wurde ſo feierlich zumute in dem totenſtillen, hellen Raum, er mußte plötzlich die Hände falten, und obgleich er nicht betete, war ſeine Stimmung ſo fromm wie ein Gebet.

Kam er von Gott, dieſer feierliche Frieden, den er plötzlich empfand? War es Gott, der die Verzweiflung von ihm genommen? Der ihn ohne Worte tröſtete?

Vielleicht ... vielleicht ... Wenn es einen Gott gab!

Wie hatte der Pfarrer doch ſchon geſagt: „Der Herr laſſe ſein Antlitz über dir leuchten und ſchenke dir ſeinen Frieden."

Vielleicht kam er von Gott.

Die Sonne, die durchs Fenſter ſchien, dünkte ihn ſchon eine andere Sonne, und alles dünkte ihn ſchon ſo anders als geſtern. Ihm war, als ſähe er auf das Leben wie von einem Berg zurück, den er im Traum erſtiegen hatte — und nun wollte er nichts mehr von ihm, auf einmal hatte er genug, war lebensſatt und todesbereit. Und ſie war nicht ohne Wolluſt, dieſe Hingabe an den Tod, ſie war ein ungeahnter Genuß, ein ſo großer, daß er Mitleid zu fühlen begann für alle, die zurückbleiben mußten und noch weite Strecken auf den gefährlichen, ſtaubigen Wegen des Lebens zu wandern hatten.

Und jetzt war er überzeugt, daß er den Weg gegangen, den ſein Schickſal, das heißt ſeine An-

lagen ihm bestimmten, daß es kaum in seiner Macht gelegen, einen andern zu gehen, und daß er darum eher zu beklagen als zu verdammen war. Weder er noch seine Eltern trugen schwere Schuld an seinem Los, weder sie noch er waren im Grunde dafür verantwortlich zu machen. Seine Anlagen waren ihm zum Verderben geworden, das war es! Und seine Anlagen waren eine Laune der Natur, für die niemand verantwortlich war, auch nicht Vater und Mutter, und sie waren stärker gewesen als sie alle zusammen. Laune der Natur war Gutes wie Böses, und das mußte hingenommen werden wie Sonne und Regen, wie Stille und Sturm — denn wer konnte die Natur zur Verantwortung ziehen? Nach Willkür brausten die Winde, nach Willkür traf der Blitz, es gab keinen Herrscher über den Launen der Natur. Aber vielleicht, vielleicht gab es doch etwas Liebes und Gutes im All: einen Gott, nicht zum Herrschen, zum Trösten da.

Der Morgen rückte vor. Die Sonne wurde von grauen Wolken bedeckt; Regen fiel. Ein trauriger Wind zog leise klagend an den Fenstern vorüber. Dore saß jetzt am Krankenbett, strickend lauschte sie dem Wind und dem seltsamen Schnarchen des Kranken; in ihren Augen war eine dumpfe Angst vor der Zukunft. Plötzlich erwachte John und sah sie an — und verstand. „Du ziehst zu den Idioten, wenn ich tot bin," flüsterte er. „Du kannst dir ja ein Mädchen halten. Der Vater wird dir ein Drittel meines Erbteils geben."

„Aber Herr Johnche trautstes . . ."

„Ruf ihn! Er soll es mir versprechen."

Die Wärterin mußte gehorchen, und Herr Zarnosky kam, den Kamm in der Hand, herbeigestürzt. Er versprach alles, was John wollte, sich in der Bestürzung mechanisch weiterkämmend. Hustend und sich räuspernd, um seinen Schmerz und seine Rührung zu verbergen, starrte er dem Sohn wie gebannt ins Gesicht. „Möchtest du nicht was trinken?" fragte er einmal über das andere.

John schüttelte mit einem fremden Lächeln den Kopf.

„Champagner, wie?"

„Ich kann nicht mehr."

„Na, es wird schon alles wieder besser werden," sagte Herr Zarnosky mit rauher Stimme, und in diesem Augenblick hätte er alle seine andern Kinder hingegeben, wenn er John dafür zurückbekommen hätte, wie er vor zehn Jahren war. Sein Gewissen regte sich zum ersten Male laut und heftig diesem Ende gegenüber, er fühlte sich nicht mehr frei von aller Schuld beim Anblick seines sterbenden Sohnes. Und obgleich er sich sagte, daß vielleicht auch ein Stärkerer als er John gegenüber versagt hätte, so schien ihm nun doch nicht genug, was er um ihn getan hatte. „Nicht genug, nicht genug ..." das erhob sich wie ein Klingen in seinen Ohren, das nicht mehr enden wollte. „Hab' ich dich nicht immer gewarnt?" stieß er wie zu seiner Verteidigung unsicher hervor.

„Besser werden," murmelte John, die Augen schließend.

Herr Zarnosky ſtreckte die Hand aus und fuhr ihm mit ungeſchickter, verzweifelter Zärtlichkeit über das Geſicht, dann drehte er ſich wortlos um und ging, die Zähne zuſammenbeißend, hinaus.

Abends gegen zehn verlangte John mit klaren Augen Champagner, und Dore beeilte ſich, ihm das Gewünſchte zu holen. Während des Trinkens riß er ſich immer wieder am Halſe, weil ihm das Schlucken ſonderbar ſchwer fiel. „Will nicht mehr rutſchen," ſagte er mit einer traurigen Grimaſſe. Dann legte er ſich zurück, faltete die Hände und ließ wie in alten Tagen die Daumen umeinander laufen. Frau Kalnis holte ihr Strickzeug und ſetzte ſich zu ihm ans Bett.

„Dore," ſagte er plötzlich, „war das alles: geboren werden, ſaufen und nun ſterben?"

„Wie meinen Se, Herr Johnche?"

„Ich meine, ob das alles war, was ich erleben ſollte?"

„Na—e . . ." und mehr wußte ſie nicht.

„Dann war mein ganzes Leben fünf Pfennige wert!" ſtieß John zwiſchen den Zähnen hervor.

„Aber vielleicht kommt doch noch etwas," murmelte er dann. „Etwas muß doch noch kommen, es war doch noch ſo gar nichts, ſo gar nichts — — Vielleicht iſt der Tod eine angenehme Überraſchung," ſetzte er mit Humor hinzu. Darauf ſah er ſtarr vor ſich hin und ſagte: „Vielleicht iſt der Tod das einzige große Erlebnis im Leben der meiſten Menſchen."

„Denken Sie auch an Gott?" fragte Frau Kalnis.

John hatte die Augen geſchloſſen und ſchwieg.

„Hörſt du? Ach, hörſt du?" murmelte er nach einer Weile.

„Ich her nichts," entgegnete die Wärterin.

„Muſik!" flüſterte er. „So traurig und ſo ſchön! Wie von vielen Waſſern — — Wie von großen Wäldern — — Wie von Stürmen — — So ſchwer und ſo tief und ſo traurig ſchön!" Nach dieſen Worten öffnete er raſch die Augen und ſagte wie in einer plötzlichen Erleuchtung: „Weißt du, wozu ich gepaßt hätte, Dore?"

„Na?"

„Ich hätte Muſik machen können."

„Jewiß," beſtätigte die Wärterin, „was konnten Se doch bloß ſcheen d'n Flohwalzer ſpielen."

John kicherte nervös vor ſich hin; ein Kichern, das wie ein Schluchzen klang. „Du haſt es getroffen," flüſterte er, „auf d'n Flohwalzer kommt es an." Dann ſeufzte er tief und ſchloß die Augen.

Die Wärterin ließ ihr Strickzeug in den Schoß ſinken und ſah ihn an. Und es kam ihr vor, als verändere ſich ſein Geſicht, während ſie ihn unverwandt anblickte. Sie ſaß wohl eine halbe Stunde ſo, das Strickzeug im Schoß. „Er jefällt mir gar nich," murmelte ſie, als Frau Zarnosky ans Krankenbett kam.

„Er ſchläft doch ſo ſchön," ſagte die Mutter.

Und die beiden Frauen ſtanden und blickten ſtumm auf den Schläfer. Sie glaubten eine Ewigkeit ſo zu ſtehen, wie von unſichtbaren Mächten feſtgehalten. Draußen plätſcherte der Regen, draußen war das Leben. Und im Zimmer war der Tod, das

fühlten sie nun alle beide. John lag ganz still. Doch plötzlich wurde er unruhig: und während ein krampfhaftes Zucken durch seinen ganzen Körper lief und sein Gesicht sich verzerrte, schlug er die Augen auf und suchte mit großen, angstvollen Blicken die Mutter; er schien etwas sagen, etwas rufen zu wollen. Frau Zarnosky beugte sich tief zu ihm herab; aber er sagte nichts, konnte nichts mehr sagen. Sein Kopf sank ein wenig zur Seite, die Lider schlossen sich zur Hälfte über den glasig werdenden Augen — ein Röcheln, ein Ausstrecken, der Gesichtsausdruck wurde friedlicher — starr: John war tot.

Deutsche Romane und Erzählungen

Lily Braun, Memoiren einer Sozialistin, Roman
Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf., in Halbfranz 9 Mark

Alexander Castel, Der seltsame Kampf, Drei Novellen
Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Pappband 5 Mark, in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Max Dauthendey, Lingam, Asiatische Novellen
Geh. 2 Mark 50 Pf., geb. 3 Mark 50 Pf., in Halbfranz 5 Mark 50 Pf.

Hermann Gottschalk, Gerhard Frickeborns Freiheit, Roman
Geheftet 5 Mark 50 Pf., gebunden 7 Mark, in Halbfranz 8 Mark 50 Pf.

Otto Gysae, Die Schwestern Hellwege, Roman
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark

Edele Prangen, Roman Geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Die silberne Tänzerin, Roman
Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 4 Mark 50 Pf., in Leder 6 Mark 50 Pf.

Max Halbe, Der Ring des Lebens, Novellen
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, in Halbfranz 6 Mark

Karl Borromäus Heinrich, Karl Asenkofer, Roman
Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark, in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Karl Asenkofers Flucht und Zuflucht, Roman
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, in Halbfranz 6 Mark

Menschen von Gottes Gnaden, Roman
Geheftet 3 Mark, in Pappband 4 Mark, in Halbfranz 6 Mark

Hermann Hesse, Gertrud, Roman
Geheftet 4 Mark, in Pappband 5 Mark 50 Pf., in Halbfranz 7 Mark

Korfiz Holm, Thomas Kerkhoven, Roman Geh. 5 M., geb. 6 M.

Richard Huldschiner, Die Nachtmahr, Roman
Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Pappband 5 Mark, in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Adolf Köster, Die zehn Schornsteine, Erzählungen
Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark, in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Gustav Meyrink, Wachsfigurenkabinett, Sonderbare Geschichten
Geheftet 4 Mark, in Halbfranz gebunden 6 Mark

Orchideen, Sonderbare Geschichten Geh. 2 M., geb. 3 M.

Otto Soyka, Der Fremdling, Roman
Geheftet 3 Mark, in Pappband 4 Mark, in Halbfranz 6 Mark

Ludwig Thoma, Andreas Vöst, Bauernroman
Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark, in Leder 6 Mark

Kleinstadtgeschichten Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark, in Leder 6 Mark

Albert Langen Verlag in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

Druck von
Hesse & Becker
in Leipzig

4694-3

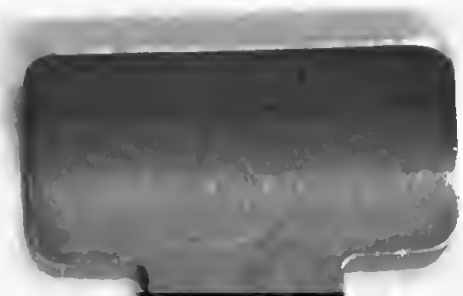
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, LOS ANGELES
THE UNIVERSITY LIBRARY
This book is DUE on the last date stamped below

Form L-9
25m-10,'44(2401)

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES
LIBRARY

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 232 575 9

PT
2603
B65T7



Digitized by Google